Ausgabe B
mit Königsberger Neue Zeitung

Ostpreußen-Warte

DAS HEIMATBLATT ALLER OST- UND WESTPREUSSEN

Nummer 7 / Verlagsort Göttingen — Juli 1959 — Einzelpreis 0,50 DM / 10. Jahrgang

Riesige Brachlandflächen

Eingeständnis polnischer Statistiken / Unbestellte Ackerfläche erhöhte sich seit 1957 um 129 300 ha

Während die gesamte Ackerfläche in den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten jenseits von Oder und Neiße seit dem Jahre 1956 im wesentlichen konstant geblieben ist, geht aus polnischen statistischen Angaben hervor, daß die unbestellte Ackerfläche — also das brach liegen gelassene Land — sich vom Jahre 1957 bis zum Vorjahre um 129 300 Hektar auf insgesamt 410 300 Hektar erhöht hat.

Nach dem amtlichen Statistischen Jahrbuch der Volksrepublik, dem „Rocznik statystyczny" für das Jahr 1958, das Angaben über die Ackerfläche des Jahres 1957 enthält, und den Mitteilungen des in Warschau erscheinenden „Biuletyn statystyczny" (Nr. 2, vom Februar 1959) über die Saatfläche 1958 ergeben sich nämlich folgende aufschlußreiche Differenzen:

„Wojewodschaften"

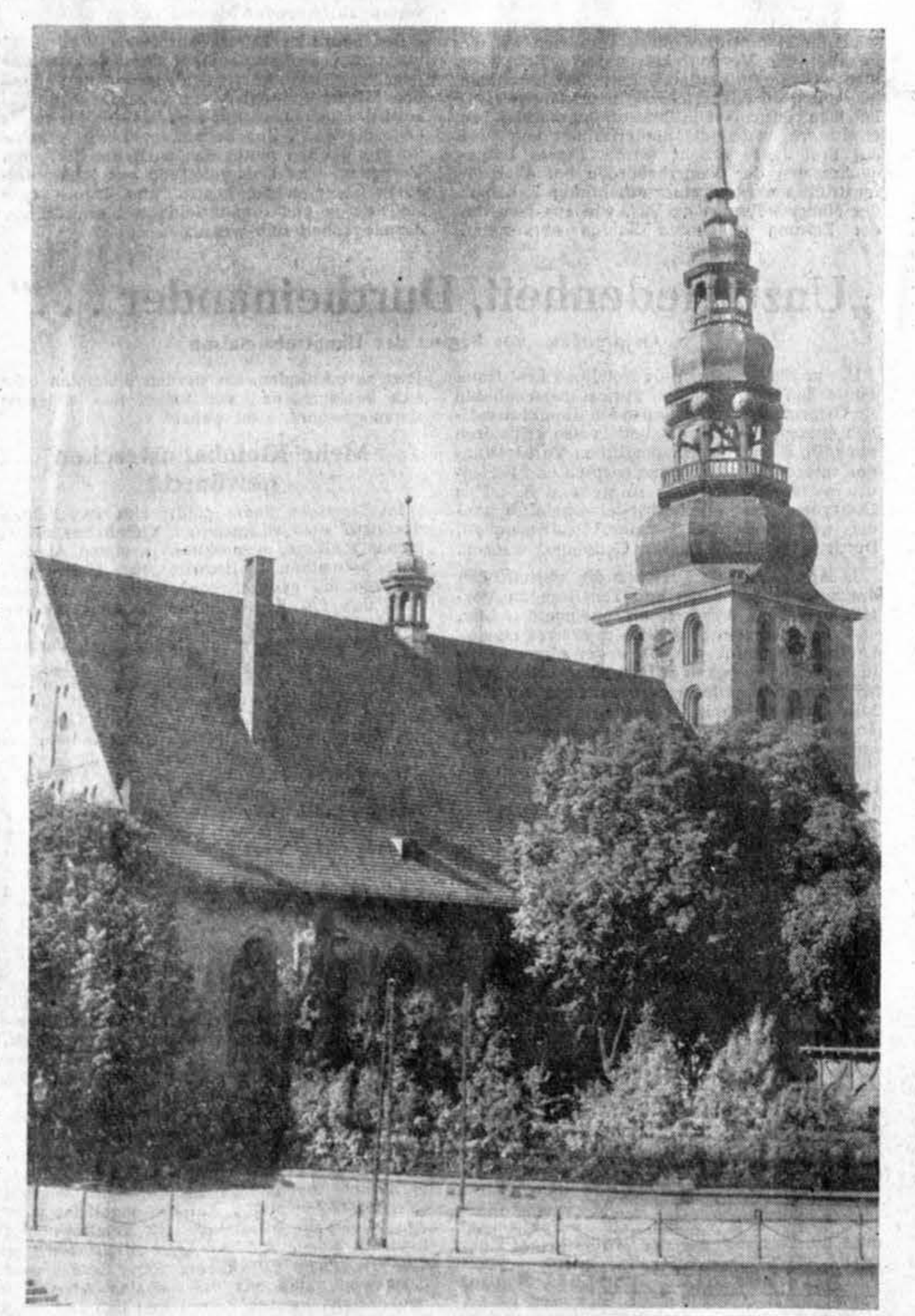
	Ackerfläche 1957	Saatfläche 1958	Differenz
	(in 1000 Hektar)		
Allenstein	994,4	891,0	— 103,4
Danzig	522,3	485,6	— 36,7
Köslin	826,1	718,6	— 107,5
Stettin	588,5	527,7	— 60,8
Grünberg	534,4	483,5	— 50,9
Breslau u. Oppeln	1493,6	1442,6	— 51,0
		Differenz insgesamt	410,3

Im Jahre 1957 hat sich dagegen die Differenz zwischen der Ackerfläche und der „Saatfläche", d. h. der bestellten Fläche, in denselben „Wojewodschaften" auf 281 000 Hektar belaufen, wie aus den Angaben des „Biuletyn statystyczny" für das Jahr 1957 hervorgeht, die in Nr. 1/1958 des Organs veröffentlicht worden sind. Von 1957 bis 1958 ist also der Umfang des unbestellten Landes in den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten um rd. 130 000 Hektar (genau: 129 300 Hektar) angestiegen.

Die Zunahme des Brachlandes in den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten war am stärksten in den „Wojewodschaften" Allenstein, Köslin, Stettin und Grünberg. Diese Erscheinung dürfte sehr wesentlich mit darauf zurückzuführen sein, daß von maßgeblichen Funktionären die Einführung der Dreifelderwirtschaft empfohlen wurde, d. h. es wurde angeregt, nach Möglichkeit ein Drittel des Landes brach liegen zu lassen.

Gute Ernten nur Zufall

Die in Allenstein erscheinende polnische Parteizeitung macht sich große Sorgen um die Mißwirtschaft in den Staatsgütern des polnisch besetzten Ostpreußens. Nach den Angaben der polnischen Verwaltung sind im vergangenen Jahr 40 Leiter und Wirtschaftsführer der polnischen Staatsgüter in Ostpreußen strafweise abgelöst worden, da sie des Diebstahls und des Betruges überführt werden konnten. Ebenso gefährlich wie die kriminelle Seite der Angelegenheit ist die Tatsache, daß ein erschreckend hoher Prozentsatz der Staatsgutsdirektoren nur eine knappe Volkschulausbildung besitzt. Die polnische Parteizeitung berichtet über die Mißwirtschaft in den Staatsgütern: „Die Leiter legen willkürlich den Bestellungsplan der Güter fest, ohne eine entsprechende Fachausbildung in der Landwirtschaft zu besitzen, sie improvisieren, sie beachten die wissenschaftlichen Grundsätze der Düngung und Bodenpflege nicht. Unter solchen Umständen ist ein guter Ernteertrag nur als Zufall möglich.



Unvergeßliche Heimat / Unsere Aufnahme zeigt die Stadtkirche von Tilsit — OW-Archiv

„Integration der Westgebiete"

Die bereits vor längerer Zeit begonnene aber bisher unbefriedigend verlaufene Zusammenarbeit zwischen Städten und Kreisen in den Oder-Neiße-Gebieten und in Polen sollte während der „Woche der Westgebiete" stärker gefördert werden, wie aus Mitteilungen der polnischen Presse hervorgeht. Demzufolge wurden, wie nunmehr berichtet wird, Vereinbarungen über eine Zusammenarbeit auf wirtschaftlichem, kulturellem, landwirtschaftlichem und kommunalpolitischem Gebiet zwischen Kreisen in Pommern und solchen in der Wojewodschaft Posen unterzeichnet. U. a. haben die Kreise Greifenberg und Posen, Labes und Wongrowitz, Gollnow und Schrim eine solche Zusammenarbeit beschlossen, wobei auf wirtschaflichem Gebiet z. B. ein Austausch von Artikeln, die keinen Absatz finden, vorgesehen ist. In nächster Zeil sollen weitere Vereinbarungen unterzeichnet werden zwischen den Kreisen Pyritz und Krotoschin, Stargard und Pleschen, Mützelburg und Gostynin. Daß die Vereinbarung über eine Zusammenarbeit im wesentlichen propagandistische Zwecke verfolgt, geht aus einem Artikel der Zeitung „Zycie gospodarcze" hervor. Das Wirtschaftsorgan stellt fest, in manchen Fällen habe die Zusammenarbeit in einer feierlichen Unterzeichnung eines Abkommens bestanden, jedoch müsse bei einer allgemeinen Beurteilung der Zusammenarbeit von Städten und Landkreisen festgestellt werden, daß ihr Wert nicht nur auf — schwer erfaßbaren — materiellen Ergebnissen beruhe, sondern auch darauf, daß auf diese Weise die „Integration der Westgebiete" zum Ausdruck komme.

Kardinal Wyschinski protestierte

Heftigen Protest gegen das Verbot der polnischen Behörden, seine Fronleichnamspredigt unter freiem Himmel über Lautsprecher zu übertragen, erhob der Primas von Polen Kardinal Wyschinski vor über 100 000 Katholiken. Er bezeichnete diese Maßnahme der Regierung als „eine Beleidigung unserer religiösen Gefühle".

Kein akademischer Nachwuchs für Westgebiete

Nach einem Eingeständnis des Warschauer Rundfunks hat selbst die zur „moralischen Verpflichtung" für Posener Hochschulen erhobene Devise, vor allem die unter polnischer Verwaltung stehenden deutschen Ostgebiete mit akademischen Nachwuchs zu versorgen, nichts an der Tatsache geändert, daß der durchschnittliche Student nicht willens ist, sein weiteres Schicksal mit diesen Gebieten zu verknüpfen". Wie der Sender mitteilte, können selbst Angebote von Direktorenposten die Studenten zu einer Niederlassung in diesen Gebieten nicht veranlassen, die trotz „radikaler Veränderungen" weiterhin als „Wilder Westen" betrachtet werden. Die Schuld an diesem Zustand gibt Radio Warschau u.a. auch den Universitäten selbst, da deren Thema-Auswahl für Seminar- und Diplomarbeiten zu wenig auf die „spezifischen Belange" dieser aufnahmefähigen Gebiete zugeschnitten sei. Der Sender forderte in diesem Zusammenhang die Aufnahme von regelmäßigen Vorlesungen über die „westdeutsche revisionistische Propaganda" in bestimmten näher bezeichneten Fakultäten, um vorzubeugen, daß Jungakademiker keine „blasse Ahnung" von der „historischen Vergangenheit und Spezifik" der „westlichen Provinzen" besitzen.

Warschauer „Informationsstelle" für Oder-Neiße-Gebiete geplant

Wie die polnische Presse berichtet, plant der Oberste Rat der „Gesellschaft zur Entwicklung der Westgebiete" die Schaffung einer zentralen Informationsstelle für die polnisch verwalteten Oder-Neiße-Gebiete in Warschau. Der Oberste Rat der Gesellschaft hat auch bereits die erforderlichen Geldmittel für die Ausstattung und Besetzung der Informationsstelle zugesagt. Diese zentrale Stelle könnte nach Ansicht des Rats Mitteilungen und Informationen über die „Westgebiete" an die interessierten Kreise weiterleiten und auch bei der Lösung praktischer Probleme, z. B. bei der Ansiedlung, bei der Zusammenarbeit einzelner Betriebe und bei der Lenkung des Touristenverkehrs, behilflich sein. Dem Bericht zufolge ist jedoch die Verwirklichung dieses Plans bisher daran gescheitert, daß der Nationalrat der Stadt Warschau keine geeigneten Räume zur Verfügung stellen konnte.

Siedlungs-Propaganda vernachlässigt

Die Bemühungen um die Heranziehung von Neusiedlern aus zentralpolnischen Wojewodschaften würden seitens der ostpreußischen Verwaltungsbehörden chronisch vernachlässigt. Diesen Vorwurf erhebt das Allensteiner Parteiblatt „Glos Olsztynski". Die Bauern in Mittelpolen seien nur unzureichend über die Ankaufs- und Ansiedlungsmöglichkeit in Ostpreußen unterrichtet. U. a. stünden 680 Wirtschaften von Alteingesessenen, die nach der Bundesrepublik ausgereist seien, gegenwärtig „zur sofortigen Übernahme zur Verfügung". Polnische Besucher ostpreußischer Landgemeinden hätten zwar zugesagt, daheim über die guten Wohn- und Bodenverhältnisse innerhalb der sogenannten Wojewodschaft Allenstein berichten zu wollen — auf entsprechende Auswirkungen warte man bis heute jedoch vergeblich.

Weiterhin Abwanderung aus den Kleinstädten

Die in Allenstein erscheinende polnische Zeitung „Glos Olsztynski" beklagt es, daß sich die Kleinstädte des südlichen Ostpreußens wegen des Mangels an örtlicher Industrie weiterhin „entvölkern". Vor allem die Jugend verlasse diese Städte, aber auch ältere Personen begeben sich „auf der Jagd nach Arbeit oft in andere Städte oder sogar in andere Wojewodschaften". Aus diesem Grunde sei das Problem der Aktivierung der Kleinstädte besonders vordringlich. In diesem Zusammenhang befaßt sich „Glos Olsztynski" besonders mit der Lage in Riesenburg/Westpr. **Hier seien die Trümmer weggeräumt worden, und es handele sich um ein sauberes Städtchen. Es gelte aber vor allem, die dort befindliche ehemalige Zuckerfabrik wieder aufzubauen und die Gebäude industriell zu nutzen.**

„Das Meer mit Brettern vernagelt"

Interessanter polnischer Situationsbericht über das heutige Leben am Frischen Haff

„Sechs oder sieben Kilometer mörderischen Weges, und wir sind am Meer, in Neu-Passarge... Tiefe Schlaglöcher und ausgefahrene Spuren, hier und da durch Ziegelbrocken und Schutt überdeckt, bringen es mit sich, daß man schon akrobatische Kunststückchen aufbieten muß, um diese kurze Wegstrecke zu überwinden..." — So beginnt ein Artikel, den zwei Allensteiner Reporter im Auftrage des Parteiogans „Glos Olsztynski" verfaßten und der mit bemerkenswerter Offenheit die Zustände in der Gegend um Braunsberg, an der nordöstliche Spitze des polnisch verwalteten Teils von Ostpreußen, schildert. Beinahe ist man geneigt, nach Kenntnisnahme des gesamten Berichts anzunehmen, daß im Auftrage ganz bestimmter Behörden und Verwaltungsstellen einmal „die Wahrheit gesagt" werden sollte.

„Das Meer — mit Brettern vernagelt" steht groß und dreispaltig über dem uns vorliegenden illustrierten Bericht; und gleich die Einführung läßt keinen Zweifel daran, was gemeint ist: „Ist das Frische Haff überhaupt ein Meer?" fragt der Reporter, um selbst zu antworten: „Sicherlich war es das einmal. Aber heute? Was ist das schon für ein Meer, aus dem es keinen Ausgang zur offenen See, zum Ozean gibt? Auf zweifache Weise ist dies polnische Stückchen Frisches Haff in sich abgeschlossen: von der Seite des Meeres durch internationale Barrieren, von der Seite der zivilisierten Küste, die erst in Bransberg beginnt, durch jene fatale Wegstrecke..."

Die Besatzungen der dreißig Fischerboote von Neu-Passarge (davon mehr als die Hälfte Ruderboote) leisten ihre Arbeit im Auftrage der Fischereigenossenschaft „Frieden", die ihren Sitz im südlich gelegenen Tolkemit hat, so gut es geht. Im ersten Quartal d. J. wurden 4370 Kilo Fische an Land gebracht. Der polnische Bericht gibt zu verstehen, daß „Absonderungsbestrebungen" auf Seiten der Fischer von Neu-Passarge und Frauenburg spürbar werden, gehört doch die „Friedens"-Genossenschaft in Tolkemit zur sogen. „Wojewodschaft" Danzig, während die „Wojewodschaft" Allenstein nicht über ein einzige Fischerei-Genossenschaft verfügt. Im übrigen dürfte sich aber auch bei einer solchen verwaltungstechnischen Umstellung nicht viel ändern, wie ein Gespräch der Allensteiner Korrespondenten mit dem alten Bootsmann Josef Wegner aus Neu-Passarge ergibt. War es doch — dessen Schilderungen zufolge — einst so, daß der heute polnisch verwaltete Küstenstreifen seine Bewohner in weit stärkerem Maße als Ausflugs- und Touristenzentrum ernährte und beschäftigte. Nach Neu-Passarge aber verirrt sich jetzt nur noch selten ein Fremder; das große Hotel im Ort liegt ebenso wie die Gaststätten halb in Trümmern, vereinsamt, verwahrlost. Und es kann, so bemerkt der Verfasser, schon deshalb auch gar nicht ernsthaft an eine Touristenwerbung für diesen Landstrich gedacht werden, weil selbst die Einheimischen über die mangelhafte Versorgung, beispielsweise mit Brot (!) klagen...

Die Verbindung mit dem Hinterland, die vor dem Kriege vorzugsweise über den Fluß Passarge aufrechterhalten wurde (es verkehrten bis Braunsberg sogar Hochseeschiffe), ist seit 1945 abgerissen. Alle Pläne, die eine Anknüpfung an die traditionelle Schiffahrtslinie zum Ziele hatten, scheiterten. Die Kosten stellen sich zu hoch, die eine Schiffbarmachung des Flusses, in dem angeblich noch verschiedene Wracks gehoben werden müßten, verursachen würden. Und so unterblieb auch zwangsläufig die Wiederbelebung des Braunsberger Fischerei-Hafens.

Der Bericht schließt mit der resignierenden Feststellung, daß in absehbarer Zeit von einer „Aktivierung" des polnisch verwalteten Küstenstreifens am Frischen Haff mit Braunsberg als Mittelpunkt nicht die Rede sein könne; wörtlich: „... Und über die Verkehrswege laßt uns lieber schweigen. Der Feldweg von Braunsberg zur Küste ist eine zu große Blamage sowohl für den Kreis als auch für die gesamte Wojewodschaft Allenstein."

Ein Straßenwärter auf 50 km

Auf einen Straßenwärter entfallen im südlichen, polnisch verwalteten Ostpreußen 50 km Straßen und Chausseen, berichtet das Organ der polnischen Bauernpartei „Zielony Sztandar". Es sei klar zu erkennen, daß also die Straßen nicht in Ordnung gehalten werden könnten. Wenn es nicht zu einer „Devastierung" der Straßen und Chausseen kommen solle, müßten nach Berechnungen von Fachleuten der Wojewodschaftsverwaltung allein in Süd-Ostpreußen 1000 Straßenwärter eingestellt werden. Demgegenüber habe der Nationalrat der Wojewodschaft beschlossen, dieses dringende Problem erst im Laufe von 10 Jahren zu lösen.

Unsere Heimat heute

Luchse in Ostpreußen

Der Luchs, der früher in Ostpreußen nur in einzelnen, über die Grenze gewechselten Exemplaren aufgetreten war, verbreitet sich infolge der verwilderten Zustände unter der kommunistischen polnischen Verwaltung zusehends. In Masuren zählte man kürzlich 12 ausgewachsene Luchse.

Osterode erhält Wodka-Fabrik

Auf Weisung des polnischen Spiritusmonopols soll in Osterode (Ostpreußen) eine große Wodka-Fabrik errichtet werden. Der neue Betrieb soll 6 000 000 Liter Wodka jährlich produzieren können.

Stadt ohne Aufbau

Nur 1200 Einwohner zählt heute die ostpreußische Stadt Frauenburg. Es bestehen hier keine Aufbaupläne. In den letzten zehn Jahren sind lediglich zwei Neubauten entstanden. Die beträchtlichen Kriegszerstörungen sind, nach polnischen Presseberichten, durch die „nachträglichen Zerstörungen" noch verschlimmert worden.

Königsberger Werft nicht leistungsfähig

Die Leitung der sowjetischen Reparaturwerft für Fischtrawler in Königsberg gibt zu, daß die hochgespannten Produktionspläne der sowjetischen Fischerei von Königsberg nicht erfüllt werden können, weil die Fischereifahrzeuge nicht sachgemäß und nicht schnell genug repariert werden können.

Möbellieferungen an die UdSSR

Die Möbelfabrik von Ortelsburg im polnisch verwalteten Ostpreußen hat die Auflage erhalten, 2700 Kücheneinrichtungen kurzfristig nach Moskau zu liefern. Die Bedarfslage der polnischen Konsumenten wurde dabei nicht berücksichtigt.

Preisausschreiben der Hochschule für Politische Wissenschaften

Der Senat der Hochschule für Politische Wissenschaften in München hat zur Teilnahme an einem Preisausschreiben über das Thema „Der internationale Rechtsstatus des Flüchtlings" aufgerufen. Die Ausarbeitungen, die bis zum 1. Mai 1960 an die Hochschule einzureichen sind, sollen die internationale Stellung des Flüchtlings rechtshistorisch, rechtskritisch und völkerrechtlich darstellen. Für die beste Arbeit ist ein Preis von 4 000 DM ausgesetzt.

OSTPREUSSEN-WARTE
Heimatblatt aller Ost- und Westpreußen
Schriftleitung E. Knobloch. Verlag: Elchland-Verlag Göttingen, Maschmühlenweg 8/10, Postfach. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Göttingen Kto.-Nr. 1032. Postscheckkonto Hannover 126 725. J. Guttenberger, Braunschweig.
Die Ostpreußen-Warte Ausgabe A — Allgemeine Ausgabe. Ausgabe B — mit Königsberger Neue Zeitung. Ausgabe C — mit Neue Ermländische Zeitung — erscheint einmal im Monat. Bezugspreis: vierteljährlich DM 1,50 zuzügl. 9 Pfg. Zustellgebühr. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlages und der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung, in Fällen höherer Gewalt oder Störung kein Ersatzanspruch.
Anzeigenverwaltung: Annoncenexpedition Salnajs & Marquardt, Wolfenbüttel, Karlstraße 22. Tel.: 37 68. Postscheckkonto: Hannover 57088.
Druck: Göttinger Druckerei- und Verlagsgesellschaft mbH., Göttingen, Maschmühlenweg 8/10.

Handwerkermangel in Südostpreußen

Zahl der Handwerksbetriebe erreichte erst 23 Prozent des Vorkriegsstandes

Die Zahl der Handwerksbetriebe in Südostpreußen ist von 16 614 im Jahre 1939 auf nur 3 800 im Jahre 1957 (einschließlich der sozialisierten Betriebe) abgesunken, hat die in Allenstein erscheinende Zeitung „Glos Olsztynski" errechnet. Damit beträgt die Zahl der Handwerksbetriebe nur 23 Prozent des Vorkriegsstandes. Während vor dem Kriege 6,6 Prozent der Gesamtbevölkerung im Handwerk tätig waren, arbeiten heute nur knapp 0,07 Prozent der Bevölkerung in diesem Gewerbezweig. Bis Ende 1958 ist die Zahl der Handwerksbetriebe nur auf 4 030 gestiegen. Den Mangel an Handwerkern führt die Zeitung darauf zurück, daß nach einer anfänglich aufsteigenden Entwicklung das Handwerk seit 1950 seine Werkstätten aufzulösen begann und abwanderte. Dies sei „meistens nicht unter dem Einfluß vorübergehenden finanziellen Druckes" erfolgt, sondern vor allem deswegen, weil der Handwerker diese Tatsachen als ein Resultat der Vorläufigkeit unserer Politik in diesen Gebieten deutete". Erst 1956 habe man begonnen, die Niederlassung neuer Handwerksbetriebe durch vielfältigen Steuernachlaß zu erleichtern, wobei die Steuerfreiheit von zwei auf drei Jahre erhöht wurde. Dieses Entgegenkommen der Steuerbehörden hat aber offensichtlich nicht zu einer erheblichen Zunahme der Neugründungen geführt, wie aus den von der Zeitung genannten Zahlen hervorgeht. Hemmend wirken sich ferner die hohen Ladenmieten und der Mangel an geeigneten Räumen aus, berichtet die Zeitung des weiteren.

Schwierigkeiten in der Leuchtgas-Versorgung

Der Mangel an Leuchtgas in Danzig und den benachbarten Städten Langfuhr, Olivia, Zoppot beträgt 12 Millionen cbm jährlich, obgleich die Kapazität der Gaswerke aufs äußerste angespannt ist. Es wird erwartet, daß der Gasmangel sich im Vergleich zum Bedarf im kommenden Jahr noch um weitere 3 Millionen cbm vergrößern wird. Für die Jahre 1961 und 1962 wird zwar eine Besserung der Versorgung durch gewisse Investitionen erhofft, jedoch damit gerechnet, daß bereits im Jahre 1965 sich ein weiter ansteigender Mangel erneut einstellt.

Das polnische Parteiorgan „Glos Wybrzeza" weist des weiteren darauf hin, daß bereits jetzt die Gaswerke zu geplanten Bauvorhaben den Vermerk machen: „Bis zum Jahre 1963 wird das Gebäude nicht an das Gasleitungsnetz angeschlossen". Zur Behebung dieser ernsten Schwierigkeiten macht das polnische Blatt den Vorschlag, eine Gasfernleitung aus innerpolnischen Gebieten zu bauen, was jedoch eine langwierige und große Geldmittel erfordernde Angelegenheit sein werde.

„Unzufriedenheit, Durcheinander . . ."

Ostpreußen vor Beginn der Hauptreise-Saison

Mit größeren Sorgen als freudigen Erwartungen sehen die polnischen Verwaltungsbehörden in Ostpreußen der beginnenden Hauptreisesaison entgegen. Rundfunk und Presse kritisieren einmütig die völlig unzulänglichen Vorbereitungen in den meisten Sommerfrischen und Ferienorten; man werde — so stellt z. B. „Glos Olsztynski" fest — „höchstwahrscheinlich wieder wie im letzten Sommer Unzufriedenheit, Durcheinander und überall Gedränge" erleben.

In Allenstein selbst blieben die meisten, den durchreisenden Gästen und Touristen im Vorjahr gegebene Versprechen uneingelöst: Man sieht im gesamten Stadtbilde nicht eine einzige Orientierungstafel, es gibt weder einen Stadtführer noch ein Lokal, in dem man in Ruhe sein Mittagessen verzehren oder auch nur ein Glas Milch trinken könne. Um ein kleines Glas Milch zu erhalten, das 70 Groschen kostet, müsse man lange Schlange stehen. Das Blatt bemerkt wörtlich: „... Wir stehen unmittelbar vor der Hauptreise-Saison. Unsere Vorbereitungen für sie aber sind — gelinde gesagt — bescheiden.. Man huldigt dem Grundsatz, daß sich der Tourist schon allein durchsetzen, daß er sein Hotel, sein Restaurant oder die Milchbar finden wird. Nun, manche Leute fanden sich in den vergangenen Jahren zurecht, andere werden sich auch jetzt zurechtfinden, sie werden schimpfen oder sich beklagen, und wir haben uns ja längst daran gewöhnt, nicht wahr?"

Mehr Kleinbahnstrecken gewünscht

Im Danziger Raum macht sich das Fehlen der nach 1945 stillgelegten Kleinbahnstrecken immer fühlbarer bemerkbar. In einem Aufsatz der polnischen Zeitschrift für Geographie „Czasopismo geograficzne" stellt Jan Moniak fest, daß die Küstenlandschaft rund um die „Dreistadt" Danzig-Gdingen-Zoppot eigentlich die „günstigsten verkehrstechnischen Voraussetzungen" aufweise.

Indessen habe der Abbau einer Reihe von Kleinbahnstrecken dazu geführt, daß heute bestimmte, früher leicht erreichbare Orte nur auf Umwegen unter großer Zeiteinbuße zu erreichen seien. Das gelte selbst für die Verbindungen zwischen größeren Städten: Von Danzig nach Elbing müsse man über Marienburg fahre. ebenso unverständlich sei, daß die Eisenbahnlinie Danzig-Karthaus nach dem Kriege nicht wieder in Betrieb genommen wurde. Die wirtschaftliche Bedeutung dieser Linie könne gar nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Besuchsreisen in die Bundesrepublik

Seit einigen Wochen müssen Anträge von „DDR"-Bürgern auf Genehmigung von Besuchsreisen in die Bundesrepublik nicht mehr in den „Volkspolizei"-Kreisämtern endgültig entschieden wird, von einem sogenannten Komitee für gesamtdeutsche Arbeit vorberaten werden. Diese Komitees mußten nach internen Weisungen des Innenministeriums der Sowjetzone, die von den Bezirken an die Kreisverwaltungen gegeben wurden, in allen Städten und Gemeinden und in den „volkseigenen" Betrieben gebildet werden. Die Bürgermeister oder die Betriebsleiter der „volkseigenen" Betriebe haben die eingegangenen Anträge sofort dem neu gebildeten Komitee für gesamtdeutsche Arbeit zur Beratung vorzulegen.

Zu den Sitzungen der Komitees für gesamtdeutsche Arbeit sind auch die Bewohner der Sowjetzone, die eine Reisegenehmigung beantragt haben, vorzuladen. Sie sollen vor dem Komitee noch einmal mündlich darlegen, weshalb sie in die Bundesrepublik reisen wollen. In den Weisungen an die Kreisverwaltungen ist festgelegt worden, daß bereits von den Komitees für gesamtdeutsche Arbeit alle Anträge auf Genehmigung einer Besuchsreise abzulehnen sind, wenn ein naher Angehöriger des Antragstellers aus der Sowjetzone flüchten mußte. Das gilt auch dann, wenn dieser geflüchtete Angehörige nicht besucht werden soll. Weiterhin sollen Anträge abgelehnt werden, wenn die Mitglieder des Komitees den Eindruck haben, daß der Antragsteller nicht in die Sowjetzone zurückkehrt. Es ist ferner vorgesehen, daß nur die nächsten Angehörigen besucht werden dürfen und daß nur eine Reisegenehmigung im Jahr erteilt werden soll. Kurzfristige Ausnahmegenehmigungen, etwa bei schwerer Erkrankung naher Angehöriger oder bei Todesfällen, sind aber zugelassen.

PRESSESPIEGEL

Versailles als Warnung

„Nun wird wieder über einen Friedensvertrag mit Deutschland diskutiert. Auch nach dem 2. Weltkrieg war bei der Behandlung des Unterlegenen das Vergeltungsprinzip vorherrschend, allerdings ließ man sich mit einem Friedensvertrag Zeit, der kurz nach dem Krieg zweifellos einen ähnlichen Charakter wie der von Versailles gehabt hätte. Heute sollte es allerdings klar sein, daß keine demokratische Partei und auch kein freigewähltes Parlament bereit sein wird, vierzehn Jahre nach Kriegsende einen Vertrag zu unterzeichnen, der auf dem Prinzip der Revanche beruht. Heute wie damals gelten die Worte, die Außenminister Brockdorff-Rantzau dem französischen Regierungschef Clémenceau entgegenrief: ‚Ein Friede, der nicht im Namen des Rechts vor der Welt verteidigt werden kann, würde immer neue Widerstände gegen sich aufrufen. Niemand wäre in der Lage, ihn mit gutem Gewissen zu unterzeichnen, denn er wäre unerfüllbar. Niemand könnte für seine Ausführung die Gewähr, die in der Unterschrift liegen soll, übernehmen.'"

DIE BRÜCKE, München

Heraus aus den militärischen Bindungen

„Zu Anfang hieß es: zuerst Friedensvertrag mit zwei deutschen Staaten, dann deutsche Konföderation, schließlich volle Wiedervereinigung. Auf der letzten Geheimsitzung sah die Reihenfolge der Aufgaben eines Gesamtschen Rates bei Gromyko folgendermaßen aus: 1. Ausdehnung der Kontakte zwischen den beiden Teilen Deutschlands, 2. Vorbereitung der Wiedervereinigung, 3. Abschluß eines Friedensvertrages. Wenn bei diesem Bemühen der Gesamtdeutsche Rat keinen Erfolg habe, könnten die vier Mächte die Beratungen über die Berlinfrage wieder aufnehmen.

Die Westmächte sind darauf vorerst nicht eingegangen, und so kam es zur Vertagung. Sie sind nicht darauf eingegangen aus demselben Grunde, aus dem alle bisherigen Konferenzen über die Deutschlandfrage scheiterten. 1954 in Berlin, als Molotow noch von gesamtdeutschen Wahlen sprach, 1955 in Genf und jetzt wieder in Genf weigerten sich die Westmächte hartnäckig, ein wiedervereinigtes Deutschland vorzusehen, das nicht in der NATO wäre.

Auch viele westliche Beobachter sind in Privatgesprächen der Meinung, daß man dann lieber im Westen aufhören solle, davon zu reden, daß man die Wiedervereinigung wünsche. Und die Berliner sollten erkennen, daß es eine Hoffnung für sie nur in der Wiedervereinigung Deutschlands gibt, sonst keine, und auf die bisherige Weise diese Wiedervereinigung niemals zustande kommen wird. Die Gretchenfrage muß beantwortet, und sie muß positiv in dem Sinne beantwortet werden, daß ein wiedervereinigtes Deutschland aus den militärischen Bindungen der Bundesrepublik und der DDR befreit sein muß."

NEUE POLITIK, Hamburg

Eisen Oder-Neiße-Linie bleibt im Feuer

„In politisch eingeweihten Kreisen Warschaus wird es als Faktum angesehen, daß die Frage einer Revision der Oder-Neiße-Grenze mehrfach mit Vertretern der deutschen Sowjetzone in Moskau auf höchster Parteiebene diskutiert wurde. Die polnischen Parteispitzen wurden über diese Verhandlungen informiert, und wahrscheinlich sind die Indiskretionen auf diesem Wege durchgesickert. Der Initiator einer eventuellen Grenzrevision soll Ulbricht gewesen sein. Seiner Initiative liegt folgende Überlegung zugrunde: Die Rückgabe einiger Gebiete ist der einzig denkbare Preis, für den die öffentliche westdeutsche Meinung erkauft und einem deutschen Wiedervereinigungs-Kompromiß nach sowjetischem Muster, d. h. auf der Basis direkter Verhandlungen zwischen den ‚beiden deutschen Staaten', zugänglicher gemacht werden kann. Wenn die öffentliche Meinung Westdeutschlands sich zum Beispiel durch eine westliche Nachgiebigkeit in der Berlin-Frage gekränkt fühlen und sich von den USA abwenden würde, könnten sich günstige Umstände ergeben, um mit einer Rückgabe einiger Gebiete östlich der Oder-Neiße-Linie zu locken. Nach Ulbrichts angeblicher Theorie sind diese beiete besonders als Lockmittel für die westdeutschen Sozialdemokraten geeignet. Seine Absicht ist, die Argumente der westdeutschen Sozialisten für Verhandlungen mit der Sowjetzone über eine Wiedervereinigung zu bestärken und die Kluft zwischen Regierung und Opposition in Bonn zu vertiefen.

Einer aus eingeweihten politischen Kreisen in Warschau stammenden Version zufolge hatte Ulbricht gehofft, daß die Sowjetregierung Polen durch Rückgabe des östlichen Galiziens mit Lemberg eine gewisse Kompensation im Osten gewähren werde. Aber dieses Projekt ist in Moskau auf energischen Widerstand gestoßen.

Die Verhandlungen zwischen dem Kreml und Ulbricht werden als noch nicht abgeschlossen angesehen. Noch existieren keine konkreten Pläne, aber glaubwürdigen Warschauer Quellen zufolge ist der Revisionsplan für die Oder-Neiße-Grenze ein Eisen, das sowohl in Pankow als auch in Moskau weiterhin warm gehalten wird.

Wieviel an dieser Version nun wahr ist oder nicht wahr ist — die Polen sind geneigt, daran zu glauben. Es gibt nicht viele, die daran zweifeln, daß die Sowjets keine Bedenken gegen eine ‚neue Teilung Polens' hätten, wenn ihnen diese einen Weg für eine Einbeziehung Gesamtdeutschlands in die sowjetische Einflußsphäre in Europa eröffnen kann.

Die Beunruhigung unter dem polnischen Volk ist recht stark. Die Bewohner der früher deutschen Gebiete fühlen sich immer unsicherer, und es gehen Gerüchte um, daß alle Polen gezwungen werden sollen, in absehbarer Zeit diese Provinzen zu verlassen."

NORDSEEZEITUNG, Bremerhaven

Politische Weisheit

„Der Vorzug des vom Westen präsentierten (Deutschland-) Planes besteht darin, daß er, weil in der Prozedur ungleich vorsichtiger (als der SPD-Plan), weder Aussicht auf den roten Beifall noch gar auf Annahme hat."

RHEINISCHER MERKUR, Köln

Streiflichter aus dem Memelland

Aktueller Bericht aus Memel und den kleineren Gemeinden



Unterhält man sich mit Heimkehrern aus der Sowjetunion, die vor ihrer Ausreise in Nord-Ostpreußen und dem Memelland gewesen sind, so hört man von diesen Landsleuten dasselbe wie von den Aussiedlern aus dem polnisch verwalteten Gebiet: Auch die Russen sind in den nordöstlichen Bezirken Ostdeutschlands nicht heimisch geworden! Lediglich der viel vorsichtigeren sowjetischen Presse hat es Moskau zu verdanken, daß über die Schwierigkeiten der russischen Ansiedlung im Memelland und dem nördlichen Ostpreußen weniger bekannt wurde als beispielsweise aus Süd-Ostpreußen.

Im Bezirk Piktupönen — gegenüber Tilsit — sah sich die sowjetische Verwaltung vor die Notwendigkeit gestellt, nach dem Krieg in die Sowjetunion deportierte Litauer zu holen und hier anzusiedeln. Russische Siedler waren nämlich nicht geblieben, und man wußte sich keinen anderen Rat, als Litauer im Memelland anzusetzen. Auch heute ist es möglich, daß vor Jahren deportierte Litauer, die jetzt in der UdSSR leben, Anträge auf Ansiedlung in unserer Heimat stellen können. In den meisten Fällen wird solchen Ersuchen stattgegeben, da man froh ist, Siedler für das Memelland zu bekommen.

Trotzdem findet man natürlich überall Spuren der mißlungenen russischen Ansiedlungspolitik. Wie im polnischen Verwaltungsgebiet sind auch hier tausende Gehöfte abgerissen und dem Erdboden gleichgemacht worden. In einer Siedlung bei Kugeleit ist zum Beispiel folgendes geschehen. Dort standen früher sechs deutsche Höfe. Die Sowjetverwaltung hatte jedoch keine Siedler. Nur ein einziger fand sich, so daß die Kolchoszentrale hier einen Außenposten errichtete. Die eine russische Familie übernahm die Viehwartung. Im übrigen riß sie Jahr für Jahr eines der unbewohnten Gehöfte ab. Was aus Holz war, wurde verheizt. Alles übrige schaffte man zum Verkauf fort. Als die fünf Höfe restlos abgetragen waren — gab der Russe auf und machte sich auch davon. Natürlich vergaß er nicht, vorher auch das von ihm bewohnte Haus abzureißen und davon zu verkaufen, was irgendeinen Wert hatte. Heute besteht diese Siedlung nicht mehr...

Bedenklich muß auch stimmen, was zwischen Jugnaten und Kukoreiten geschieht. Dort ist rigoros der Anbau von Mais angeordnet worden. Leider war diese Anweisung mit der Tendenz verbunden, die Melioration zu vernachlässigen und eben nur Mais zu pflanzen. Heute kommt man sich in manchen Gemeinden wie in norditalienischen oder in chinesischen Reisfeldern vor: das Land ist überschwemmt, und die Maispflanzen sehen kümmerlich hervor. Die Verwaltung interessiert das nicht. Hauptsache ist, die eingeplante Anbaufläche von Mais wurde erreicht. Die Mais-Ernte selbst unterliegt noch keinen Sollmengen, weil dieser Anbau erst im Entwicklungsstadium ist. Die Praxis der sowjetischen Argraverwaltung sorgt jedoch dafür, daß diese Frucht niemals wesentliche Erträge bringen wird! Die Litauer machen diesen Zirkus achselzuckend mit, weil für jeden mit Mais bebauten Hektar Prämien gezahlt werden.

Auch in einer Kleinstadt wie Heydekrug am Kurischen Haff sind die Verhältnisse alles andere als normal. Obwohl Heydekrug kaum nennenswerte Kriegsschäden erlitten hat, vermochten die sowjetischen Siedlungskommissionen nicht genügend Menschen nach hier zu bringen. Erst in diesem Frühjahr beispielsweise kam es hier zu einer Abwanderungsaktion von russischen Fischern, die von Orten am Finnischen Meerbusen nach hier gebracht worden waren. Sie wählten den Trick, westlich von Leningrad eine ganz neue Fischersiedlung gründen zu wollen, um aus dem Memelland herauszukommen. Heute sind nicht einmal alle erhaltenen und beziehbaren Häuser von Heydekrug bewohnt. Die Miliz muß ständig Straßenstreifen einsetzen, um den Abbruch von Gebäuden zu verhindern. Ledige Fischer der Fischerei-Produktionsgenossenschaft haben es längst aufgegeben, privat zu wohnen. Nicht selten genug fanden sie nach ihrer Rückkehr vom Fang die Häuser ausgeplündert und in einigen Fällen sogar abgerissen! So hat man jetzt drei Mietshäuser als Wohnheim für ledige Fischer hergerichtet.

Wenig beliebt sind auch die immer neuen Dienstverpflichtungen der Landbewohner für besondere Arbeitsprojekte. Das Niederungsgebiet an der Mündung von Tenne und Minge bei Heydekrug weist eine Unzahl nasser Flächen auf, die jedes Jahr „endgültig" trockengelegt werden sollen. Vor allem Hausfrauen, Jugendliche und Bauersfrauen werden zu solchen Arbeiten abkommandiert, die völlig sinnlos sind, weil sie nicht exakt vorbereitet und durchgeführt werden. Man glaubt nämlich, das Land allein durch Anlage einiger Abflußgräben trockenlegen zu können — auf den Gedanken, das umfassende deutsche Drainage-System wieder instandzusetzen, ist man bisher noch nicht gekommen. Ja, es besteht noch nicht einmal ein Verbot, diese Melitrations-Einrichtungen zu vernichten. Dienstverpflichtungen werden weiter für überörtliche Vorhaben vorgenommen wie Straßenbau, Errichtung einer Ölleitung von Memel durch Litauen nach der Sowjetunion, Vergrößerung der Memeler Hafenanlagen usw. Auch das militärische Bauprogramm der Sowjetarmee spielt bei diesen Verpflichtungen eine große Rolle. Auf dem Teil der Kurischen Nehrung, der bei Nidden beginnt und bis auf die Höhe von Memel verläuft, errichtet man zur Zeit neue Küstenbefestigungen mit erweiterten Radarsystem. Wer zu solchen Arbeiten abkommandiert wird, muß mit mehrmonatigem Einsatz rechnen. Die Unterbringung während dieser Zeit ist denkbar primitiv.

Hinzu kommt, daß die Menschen viel mehr verdienen können, wenn sie auf eigene Faust arbeiten. Vor allem in der Fischerei an der Küste, deren Schwerpunkt der Lachsfang ist. Die Fischkutter nehmen gern einige „schwarze" Arbeitskräfte an Bord, wenn sie auf Lachsfang gehen. Die Arbeit kann dann rascher ausgeführt, und ein Teil des Fanges unbemerkt an Land gebracht werden. Natürlich sind auch Grenzpolizisten bestechlich. So auf die Seite gebrachte Fänge bringen auf dem Schwarzmarkt oder dem regulären Freimarkt hohe Gewinne, da die Versorgung schlecht ist. Die Miliz ist nur in der Lage oder auch willens, einen Bruchteil dieser Verfehlungen aufzudecken. Völlig zu verhindern sind sie ohnehin nicht.

Die aus Memel vorliegenden aktuellen Nachrichten besagen, daß die UdSSR sich jetzt entschlossen hat, der Wohnungsnot entgegenzuarbeiten. Nach dem Kriege wurden in Memel kaum Wohnungsbauten errichtet, obwohl die Stadt unter dem Krieg gelitten hat und man viele Menschen nach hier brachte. Wenn man von einer russischen Besiedlung des Memellandes spricht, so ist diese praktisch nur in der Stadt Memel selbst erfolgt. Wie auch im polnisch verwalteten Ostdeutschland erwies sich, daß die Siedlung auf dem Land auf unzählige Schwierigkeiten stößt, während die Städte im Laufe der Zeit mit Menschen aufgefüllt werden können. Das hat auch eine psychologische Seite, da die Siedlung auf den Dörfern eine Bindung an das fremde Land erfordert, die nur wenige Russen einzugehen gewillt sind. Das Leben in einer deutschen Stadt weist nicht diese Bindung auf, da man sich leichter von hier lösen kann. Memel hat nun auch keine feste und ständige russische Bevölkerung. Kennzeichnend ist, daß ständig eine große Zu- und Abwanderung erfolgt. Diese Fluktuation umfaßt mehr als ein Drittel der Bevölkerung. Es gibt noch nicht viele russische Familien in Memel, die hier schon seit zehn oder noch mehr Jahren sind!

Vor allem ist charakteristisch, daß junge Menschen vor hier wieder nach Rußland heiraten, so daß eine permanente Anwerbung junger Arbeitskräfte notwendig ist. Nur Litauer und aus West-Rußland stammende Menschen fühlen sich hier einigermaßen wohl und bleiben auf länger wohnen. Ein ungelöstes Problem sind nach wie vor die Deutschen, denen der Kreml nur Einzel-Ausreisen gestattet und noch immer keine Sammeltransporte zuläßt. Über die Lage unserer Landsleute ist schon viel geschrieben worden, so daß wir darauf nicht näher eingehen wollen.

Dagegen wollen wir den aus Memel Vertriebenen einmal schildern, wie in der Stadt und auf dem Land unsere Gottesäcker aussehen. In Deutsch-Crottingen beispielsweise haben sich die neuen Ansiedler wie die Polen in Süd-Ostpreußen verhalten. Deutsche Grabdenkmäler wurden vom Friedhof geschafft, umgearbeitet und von Steinmetzen mit fremden Namen versehen. Nach einigen Monaten tauchten diese Steine dann auf litauischen bzw. russischen Grabstellen auf. Andererseits gibt es jedoch im mittleren Teil des Memellandes einige Dörfer, wo die deutschen Friedhöfe zwar zugewachsen, aber doch erhalten sind. Das Wuchern der Bäume und Sträucher ist in diesen Fällen ein Segen für die Gottesäcker, da sie so den Blicken der Fremden entzogen sind und eher überdauern. Der Stadt-Friedhof von Memel bietet jedoch einen traurigen Anblick, da er nach der Ausplünderung wertvoller Steine mutwillig zerstört worden ist. Man hat Mühe, dort überhaupt noch die Lage eines alten Grabes festzustellen.

Nun weiter durch die Stadt, die außer dem Fischereihafen vor allem wieder Bedeutung in der Holz-Verschiffung hat. Die Wälder werden — was die Altbestände betrifft — stark eingeschlagen. Es gibt andererseits genügend Brachland, das man aufgeforstet oder das sich selbst angeschont hat. Der Holzhafen von Memel ist etwa um ein Fünftel vergrößert worden. Ganz verschwunden ist der Fischereihafen von Bommelsvitte. Man hat ihn zugeschüttet. Der Memeler Fischereihafen dagegen ist inzwischen erheblich vergrößert und modernisiert worden. Für die UdSSR ist er einer der wichtigsten in ihrem jetzigen Machtbereich. Man sieht hier außer russischen und aus dem Ausland importierten Fischereifahrzeugen vor allem solche aus der Sowjetzone und aus Polen. Die Fischereiflotte wächst ständig und verfügt bereits über einige Mutterschiffe. Nicht ganz so große Bedeutung hat der Handelshafen, weil Export und Import noch nicht von überragender Bedeutung sind. Obwohl der Kreml allgemein von einem „gewaltigen Umschlag" spricht, sind die Vorkriegsziffern noch nicht wieder erreicht worden. Damals kamen 969 000 in den Hafen, und der Versandt betrug 370 000 Tonnen.

Was fällt einem auf, wenn man durch die Straßen geht? Umfangreiche Zerstörungen gibt es in der Libauer Straße, die erst zu einem Teil durch Neubauten wettgemacht worden sind. Einige der Neubaublocks werden selbst von der sowjetischen Presse bereits wieder als reparaturbedürftig bezeichnet. Überhaupt ist zu sagen, daß die nördlich der Dange gelegenen Stadtteile stärker in Mitleidenschaft gezogen worden sind als die Südstadt. Die Wohnungsnot wird noch dadurch verschärft, daß die sowjetischen Behörden und Militärdienststellen viele Wohnhäuser beschlagnahmt haben. In dem verbliebenen Wohnraum leben die Menschen nach russischer Art: eine Familie ein Zimmer, und sei die Zahl der Familienangehörigen noch so groß! Die russische Behauptung, heute lebten in Memel doppelt soviel Menschen, wie zu deutscher Zeit, braucht man nicht zu überschätzen. Einmal sind beträchtliche Eingemeindungen vorgenommen worden und zum anderen rechnet man großzügig die ständig hier stationierten Truppen mit ein. Und schließlich weiß man nicht, ob sich der russische Vergleich auf die Bevölkerungszahl von 1939 oder auf die von 1944 bezieht. Letztere war beträchtlich höher als vor dem Krieg. Traurig muten die Ruinengrundstücke der Kirchen an. Verschwunden sind die protestantische Johanniskirche und die Katholische Kirche. Traurig sehen auch die Börsen- und die Markt-Straße aus. Die Gebäude zwischen der Dange wie der Börsen- und Werft-Straße sind genauso verschwunden wie das Viertel zwischen Luisen-, Polangen- und Börsen-Straße. Überall stößt man auf solche freien Flächen, auf denen sich heute Grünanlagen befinden oder deren Trümmerfläche eingeebnet wurde. Wie der Fischereihafen von Bommelsvitte ist auch dieser gesamte nördliche Stadtteil Memels total vernichtet worden. Die Sowjets entwarfen einige Wiederaufbauprojekte, führten sie aber bisher nicht aus. Es steht den Sowjets schlecht an, ausländische Besucher Memel als die „Stadt der Parks" anzupreisen und zu zeigen! Man sagt natürlich nicht, daß in diesen Parkanlagen früher moderne und große Gebäude oder ganze Viertel gestanden haben. Die Anlagen von Parks soll nur verschleiern, daß man nicht fähig ist, Memel so wie früher wiederaufzubauen. Die vielen Grünanlagen gewinnen auch nicht dadurch an Wert, daß man fast in jedem irgendein Zementdenkmal errichtet hat. Es wimmelt auf diesen Plätzen nur so von Kriegs-, Stalin- und Lenin-Erinnerungen. Der einzige Vorteil gegenüber dem polnischen Verwaltungsgebiet ist der, daß sich die sowjetische Stadtverwaltung um äußerste Sauberkeit und Ordnung in den Straßen bemüht. Dennoch wird Memel noch lange auf den endgültigen Wiederaufbau warten müssen.

Schulbaupläne nur zu 20 Prozent erfüllt

In ganz Ostpreußen während zweier Jahre zwei Schulen gebaut

Der Bauplan im Jahre 1958 sei zwar „annähernd erfüllt", in den Jahren 1956 und 1957 seien dafür in ganz Ostpreußen nur 2 Schulen neu errichtet worden. Das gab das Schulamt beim Allensteiner Wojewodschafts-Nationalrat bekannt. Für den Aufbau einer Volksschule im Kreise Mohrungen habe man vier Jahre gebraucht. Insgesamt würden mindestens 35 Millionen Zloty jährlich für die Errichtung neuer Schulräume benötigt, es stünden jedoch äußerstenfalls nur 8 Millionen Zloty zur Verfügung.

Das Allensteiner Parteiblatt „Glos Olsztynski" knüpft an diese Bekanntgabe die Forderung, die Spendensammel-Aktion, die bisher nur bescheidene Ergebnisse gebracht habe, zu intensivieren. Auch müßten der Einsatz der Arbeitskräfte und die Materialverteilung „besser koordiniert" werden. Angesichts des wachsenden Bedarfs an Schulräumen besonders in den Landgemeinden gehe es nicht an, daß „die Pläne nur zu 20 Prozent erfüllt" würden.

Siedlerflucht aus Allenstein

In der „Wojewodschaft" Allenstein sollen im vergangenen Jahr rund 21 500 ha landwirtschaftlichen Bodens nur deswegen an den Staat übergeben worden sein, weil 2 051 dort angesiedelte Familien ihre Wirtschaften verlassen haben; 181 davon, ohne die Behörden von ihrem Abgang überhaupt in Kenntnis zu setzen. Im Allensteiner Gebiet stehen damit für Neusiedler an Grund und Boden 55 000 ha zur Verfügung.

Wenig Fischzucht in Masuren

Die Masurischen Seen waren einst ein beispielhaftes Gebiet für ertragreiche Fischzucht. Heute ist die Fischzucht in diesen Gewässern auf ein Minimum zurückgegangen. Es fehlt an Geld und an Fachleuten, um die Schäden wieder gutzumachen, die im ersten Nachkriegsjahrzehnt durch planlosen Fischfang und Raubbau entstanden sind.

Unser altes Elbing



Das Bild zeigt uns die Wasserstraße am Elbingfluß, und im Hintergrund grüßt uns der Turm der aus dem 14. Jahrhundert stammenden katholischen Pfarrkirche St. Nikolai. Diese Kirche vernichtete 1777 ein Blitzschlag, und erst im Jahre 1907 konnte sie in der uns allen vertrauten Gestalt wieder aufgebaut werden.

OW-Archiv

Auch Tote können Vertriebene sein

Wichtig für alle Heimatvertriebenen ist ein Urteil, das vom Bundesverwaltungsgericht gefällt wurde. In ihm wird festgestellt, daß auch der Soldat, der aus einem Vertriebenengebiet stammt und der außerhalb der Heimat starb, als Vertriebener gilt. Dies ist für die Erben bei der Stellung von Ansprüchen wichtig. Zur Frage des Schadenszeitpunktes, um den es bei dieser Klage besonders ging, sagte das Bundesverwaltungsgericht: Bei im Vertreibunggebiet ansässigen Personen, die außerhalb des Vertreibungsgebietes vor dem 8. Mai 1945 gestorben sind, gilt der Vertreibungsschaden als im Todeszeitpunkt eingetreten, wenn ihnen in diesem Zeitpunkt eine Rückkehr in das Vertreibungsgebiet wegen drohender der Vertreibungsmaßnahmen nicht mehr zuzumuten gewesen wäre. (Az. BVerwG III 274/56)

Absprachen über Familienzusammenführung

Absprachen über verstärkte Anstrengungen zur Zusammenführung getrennter Familien und Aufklärung von Vermißtenschicksalen sind das Ergebnis von Gesprächen zwischen dem Deutschen und dem Sowjetischen Roten Kreuz. Die Unterredungen fanden bei dem Besuch einer sowjetischen Delegation in Bonn.

Das Deutsche Rote Kreuz begrüßte die sowjetische Zusage, die Nachforschungen zu verstärken und seinem Personalstab speziell für die Erfüllung deutscher Wünsche zu vergrößern. Die bisherigen Formulare für Suchdienstaktionen wurden ergänzt.

Neues aus der LAG-Gesetzgebung

Sofortzahlung in Notstandsfällen

Am 1. Dezember 1958 wurde die Weisung über die Erfüllung des Anspruchs auf Hauptentschädigung geändert. Eine nicht genügend bekanntgewordene Änderung betrifft die Freigabe in Notstandsfällen. Bislang konnte im Falle eines Notstandes der Hauptentschädigungsanspruch bis zum Betrage von 2000 DM nur freigegeben werden, sofern der Antragsteller unmittelbar Geschädigter war.

Der unmittelbar Geschädigte ist diejenige Person, die im Zeitpunkt der Vertreibung Eigentümer des Vermögens war. Nunmehr kann die Freigabe der Hauptentschädigung wegen besonderen Notstandes auch an Erben von unmittelbar Geschädigten erfolgen.

Als Notstandsfall kommen insbesondere in Betracht schwere Erkrankung (Kuraufenthalt), die Abwendung von Vollstreckungsmaßnahmen in kleinere Hausgrundstücke oder Abwendung der Vernichtung der Existenz. Eine Notstandsfreigabe kommt ferner in Betracht, sofern der Vertriebene zu mindestens 50 Prozent erwerbsunfähig ist, die für den Empfang von Unterhaltshilfe maßgeblichen Einkommenshöchstgrenzen nicht überschreitet und keine Unterhaltshilfe gezahlt erhält (etwa weil die Erwerbsunfähigkeit nach dem 31. August 1953 eingetreten ist). Als Notstand wird auch anerkannt der Fortfall einer Unterhaltshilfe an eine alleinstehende Frau, sofern das dritte Kind aus der Sorge der Mutter ausgeschieden ist; die Freigabe ist auch in solchen Fällen zulässig, in denen die Einstellung der Unterhaltshilfe wegen Fortfall der Sorge für das dritte Kind bereits vor Jahren erfolgt ist. Die Notstandsfreigabe ist schließlich gestattet, wenn durch Tod des einzigen Ernährers oder durch plötzlichen Wegfall der den Lebensunterhalt sichernden Einkünfte die Lebensgrundlage des Erfüllungsberechtigten und seines Ehegatten vernichtet ist oder wird und kein Vermögen mehr als 12 000 DM vorhanden ist, dessen Verwertung zugemutet werden kann.

Abschließend muß jedoch darauf hingewiesen werden, daß eine Hauptentschädigungsfreigabe nur dann möglich ist, wenn der Geschädigte bereits im Besitze eines Feststellungs- und eines Hauptentschädigungsbescheides ist. Zudem muß darauf verwiesen werden, daß an Bezieher von Kriegsschadenrente (Unterhaltshilfe, Entschädigungsrente) in der Regel gar nicht oder nur unter bestimmten Voraussetzungen ausgezahlt werden kann.

Vermögen in Österreich muß bis 16. Juli angemeldet werden

Etwa 33 000 Deutsche laufen Gefahr, ihre in Österreich befindlichen Vermögenswerte zu verlieren. Das Auswärtige Amt macht darauf aufmerksam, daß die Anträge auf Vermögensrückgabe nach dem deutsch-österreichischen Vermögensvertrag vom vorigen Jahr bis zum 16. Juli 1959 gestellt werden müssen. Vielen Deutschen scheine dies nicht bekannt zu sein, und damit bestehe die Möglichkeit, daß sie wegen Fristversäumnis ihren Anspruch verlieren. Nähere Auskünfte erteilt die deutsche Delegation bei der Ständigen Kommission, Wien I, Wächtergasse 1.

*

Ostpreußisches Jagdmuseum wird erweitert

Das Ostpreußische Jagdmuseum in Lüneburg, das im Herbst 1958 eingeweiht worden war, soll erheblich erweitert werden. Die Stadt Lüneburg hat dem Museum im „Alten Kaufhaus", einem historischen Gebäude aus dem Mittelalter, einen zweiten 400 qm großen Saal zur Verfügung gestellt. Der Leiter des Museums, Forstmeister Löffke, verhandelt zur Zeit mit der Landesregierung, um Mittel für den Ausbau zu erhalten. In der neuen Abteilung des Museums soll vor allem die „Ostpreußische Reiterei" einen würdigen Platz finden. Der ostpreußische Oberlandstallmeister a. D. Martin Helling-Hannover hat sich für die Einrichtung dieser Abteilung zur Verfügung gestellt.

Beschleunigter Wohnungsbau für Aussiedler

Wie aus jüngsten Statistiken des Bundesministeriums für Wohnungsbau hervorgeht, sind seit 1953 insgesamt mehr als 164 000 Wohnungen für Aussiedler und Flüchtlinge aus der Sowjetzone fertiggestellt worden. Der Wohnungsbau für diesen Personenkreis hat sich in der letzten Zeit erheblich beschleunigt. So wurden im Jahre 1957 im Monatsdurchschnitt 2200 Wohnungen für die Aussiedler und Flüchtlinge bezugsfertig; im Jahre 1958 waren es durchschnittlich im Monat 3800 Wohnungen und im ersten Quartal 1959 sogar 4600 Einheiten.

Darüber hinaus sind die Mittel für weitere mehr als 90 000 Wohnungen für Aussiedler und Sowjetzonenflüchtlinge bereits bewilligt; der größte Teil dieser Wohnungen ist im Bau, dürfte also in absehbarer Zeit bezugsfertig sein. Haushaltsmittel, über die noch durch Einzelbewilligungen verfügt werden muß, stehen ferner für rund 79 000 Aussiedler- und Flüchtlingswohnungen bereit. Auch die Zahl der ausgesprochenen Bewilligungen hat sich in den letzten Jahren erheblich erhöht. Sie stieg im Monatsdurchschnitt von 3000 im Jahre 1957 auf 8200 im ersten Quartal des Jahres 1959.

Wie das Bundesministerium für Wohnungsbau annimmt, werden die rund 170 000 Wohnungen für Aussiedler und Flüchtlinge, für die öffentliche Mittel bereitstehen und zum Teil schon im einzelnen vergeben sind, etwa bis zur Mitte des Jahres 1961 — also etwa in zwei Jahren — gebaut sein. Dann wird sich die Zahl der mit Hilfe öffentlicher Gelder für die Aussiedler und Flüchtlinge gebauten Wohnungen auf rund 330 000 belaufen.

Die lange erwartete Neuauflage!

Inge Meidinger-Geise

Agnes Miegel und Ostpreußen

Beihefte zum Jahrbuch der Albertus-Universität Königsberg i. Pr. Bd. XI 226 Seiten Karton. DM 12,— Auf Drängen vieler Landsleute hat sich der Verlag entschlossen, von diesem seit langem vergriffenen Buch eine Neuauflage herauszugeben. **Da die Auflage begrenzt, empfiehlt sich sofortige Bestellung.**

Zu beziehen durch

Heimatbuchdienst

Johannes Guttenberger

Braunschweig, Donnerburgweg 50

Krankenversorgung für Unterhaltshilfeempfänger

Nicht allgemein bekannt sind die Bestimmungen über die Krankenversorgung der Unterhaltshilfeempfänger. Deshalb sei auf folgende Ausführungen aufmerksam gemacht: Der § 276 des Lastenausgleichsgesetzes, der die Krankenversorgung der Unterhaltshilfeempfänger regelt, enthält im Abs. 2 unter anderem auch folgende Bestimmung: „Hat der Empfänger von Unterhaltshilfe auf Lebenszeit seine freiwillige Krankenversicherung nach dem einmaligen Bezug von Unterhaltshilfe auf Grund des LAG aufgegeben und wird die Unterhaltshilfe eingestellt oder das Ruhen derselben angeordnet, so wird die Krankenversorgung auch nach Einstellung oder während des Ruhens der Unterhaltshilfe weitergewährt." Diese Vorschrift wurde durch die 8. LAG-Novelle eingefügt. Es sollen mit dieser Bestimmung Härten in den Fällen vermieden werden, in denen der Unterhaltshilfeempfänger nach der Einweisung in die Unterhaltshilfe im Vertrauen auf den Krankenschutz nach dem LAG eine freiwillige Krankenversicherung aufgegeben hat und nun wegen seines hohen Alters nicht mehr in die Versicherung aufgenommen wird. Nur in diesem Falle wird die Krankenversorgung auch für solche Zeiträume weitergewährt, für die Barleistungen der Unterhaltshilfe nicht mehr gewährt werden. Die Krankenversorgung wird also in diesem Ausnahmefall zu einem selbständigen Anspruch. Derjenige Unterhaltshilfeempfänger, der früher nicht freiwillig für den Krankheitsfall vorgesorgt hatte, muß während des Ruhens oder nach der Einstellung der Unterhaltshilfe etwaige Krankheitskosten selbst tragen oder er muß die Krankheitshilfe der öffentlichen Fürsorge in Anspruch nehmen.

Die vorgenannten Vorschriften sind mit Wirkung vom 1. April 1957 in Kraft getreten. Das ist der Beginn der Wirksamkeit der 8. LAG-Novelle. Daraus ergibt sich aber nicht, daß eine Weitergewährung der Krankenversorgung nur in den Fällen in Betracht kommt, in denen erst nach dem 31. März 1957 das Ruhen der Unterhaltshilfe angeordnet oder diese eingestellt wird.



Humor in ihr Haus

bringt die von Dr. Alfred Lau besprochene Schallplatte

„Das Flohche"

und andere Gedichte



Normal-Langspielplatte m. 17 cm Durchm., 45 Umdrehungen je Minute, 7½ Min. Spieldauer je Seite. DM 7,50

Zu beziehen durch

Heimatbuchdienst

JOH. GUTTENBERGER

Braunschweig, Donnerburgweg 50

◆ **Göttinger Firmen empfehlen sich** ◆



Ihr Weg lohnt sich

denn Sie kaufen direkt v. Hersteller Schlaf-, Wohnzimmer und Küchen Wir führen auch Handelsware Möbelwerkstätten Weinitschke Göttingen Wörthkaserne. Geismarlandstr. 22





Dipl.-Opt. **Nieger**

Theaterstraße 19



Seit mehr als 30 Jahren von **Mühlhausen** Barfüßerstr. 2 · Telefon 57890

Pfaffenspiegel

(v. Corvin) bisher über 1,5 Mill. Aufl., 365 S., eng bedruckt. Tatsachen über d. kath. Kirche, nur DM 6,80, Volksausgabe. Nachn.-Versand an Privat. Alex. Grisar, Postlagd. Hamburg 36 Postamt 2, Stephansplatz.

Gardinenleisten Rollo-Quentin Stumpfebiel 7 Telef. 22871

Hier ausschneiden!

Ich bestelle hiermit mit dem Recht auf jederzeitigen Widerruf die

Ostpreußen-Warte

Ausgabe A — Allgemeine Ausgabe
Ausgabe B — Königsberger Neue Zeitung
Ausgabe C — Neue Ermländische Zeitung
(Nicht Gewünschtes bitte durchstreichen)

zur Lieferung durch die Post zum Preise von vierteljährlich 1,50 DM zuzügl. 0,09 DM Bestellgeld. Betrag liegt bei.

Vor- und Zuname

Jetziger Wohnort

(Genaue Postanschrift und Postleitzahl)

Datum Unterschrift

Im Umschlag als Drucksache senden

An die

Ostpreußen-Warte

Elchland-Verlag, Göttingen

Braunschweig

Donnerburgweg 50

AUS UNSERER BÜCHERKISTE

Liebe Leseratten!

Heute habe ich ein paar Bücher für diejenigen unter Euch ausgewählt, die sich gern etwas aus längst vergangenen Zeiten erzählen lassen. Da nenne ich gleich an erster Stelle das Buch eines Ostpreußen, des aus dem Memelland stammenden Heinrich A. Kurschat, der Euch und Euren Eltern als Herausgeber der beiden schönen Bildbände „Wunderland Kurische Nehrung" und „Memelländisches Bilderbuch" ohnehin schon bekannt sein dürfte. Er hat kürzlich ein Jugendbuch veröffentlicht, in dem er Leben und Taten des großen Staufenkaisers Friedrich II. darstellt, eines Mannes, der vom Schicksal dazu ausersehen war, das Heilige Römische Reich Deutscher Nation noch einmal zu später Größe und Einigkeit zu führen. Der eindrucksvollen Gestalt des Barbarossa-Enkels Friedrich stellt Kurschat den treuen Sizilianer Federico gegenüber, dessen Leben von kindauf mit dem Geschick des Kaisers auf das allerengste verbunden ist. Was den beiden Freunden vor dem Hintergrund ihrer so bunten und abenteuerlichen Zeit alles widerfährt, wie sie bald in Italien, bald in Deutschland und — was Federico anlangt — einmal sogar in dem von den heidnischen Sarazenen bedrohten Jerusalem ihren Mann zu stehen: das erzählt Euch der ostpreußische Verfasser überaus anschaulich, fesselnd und aus sicherer Kenntnis der ganzen damaligen Zeitverhältnisse heraus in seinem mit vielen Lichtbildern von staufischen Bau- und Kunstdenkmälern ausgestatteten Buch:

Heinrich A. Kurschat: „Friedrich und Federico". Aus dem Leben des großen Staufenkaisers.. Ensslin & Laiblein Verlag, Reutlingen. 224 Seiten, Leinen DM 6,80.

Erzählt Kurschat von einem Enkel des Kaisers Rotbart, so handelt es sich in dem nächsten Buch, das ich für Euch gelesen habe, um Barbarossas leibliche Tochter Blanchette. Ihre ganz und gar ungewöhnliche Geschichte ist uns durch eine alte Chronik überliefert, und Anton Gabele hat sie nun mit viel Humor und sichtlichem Spaß an der Sache neu und ausführlich zu Papier gebracht. Obwohl die Hauptperson ein Mädchen ist — Blanchette oder, wie sie von ihren schwäbischen Landsleuten zärtlich genannt wird, das Nettele wird von einem schrulligen Ritter, dem „Langen Lapp", geraubt und auf dessen Burg Wildenstein als Geisel festgehalten, muß aber dann ihrem Vater wieder ausgeliefert werden, soll einen Prinzen aus dem fernen Byzanz heiraten und bekommt schließlich doch noch ihren lieben Hannes zum Mann, was sie freilich nicht zuletzt dem bauernschlauen Waffenknecht Trillfinger und ihrer drolligen Ziege Meck zu verdanken hat — obwohl also die Hauptperson ein Mädchen ist, werden auch alle richtigen Jungen von dieser ebenso packenden wie lustigen Geschichte begeistert sein. Nicht umsonst reißen sich die Buben meiner Klasse um das Buch, das seit kurzem in unserer Schulbücherei zu haben ist, und dessen genauer Titel lautet:

Anton Gabele: „Die Prinzessin mit der Geiß". Mit Zeichnungen von Willy Widmann. Verlag Herder, Freiburg. 108 Seiten, Halbleinen DM 4,80.

Auch das nächste Buch stammt aus dem Herder-Verlag, auch seine Hauptgestalt ist ein Mädchen, und auch in diesem Fall möchte ich meine Hand dafür ins Feuer legen, daß es den Jungen unter Euch ebenso gefallen wird wie den Mädchen.. Es stammt aus dem Englischen, und ich halte es für eines der besten und spannendsten Jugendbücher die augenblicklich in Deutschland zu haben sind. Worum es darin geht? Vater und Bruder eines englischen Ritterfräuleins — es heißt Alys de Reneville, ist knappe zwölf Jahre alt und lebt im frühen vierzehnten Jahrhundert — Vater und Bruder der kleinen Lady Alys sind in schottische Gefangenschaft geraten, und um sie wieder freizukaufen, reist das tapfere Mädchen allein mit ihrem nicht viel älteren Freund Hugh auf eigene Faust von der englischen Südküste mit dem Lösegeld hinauf nach Schottland. Was die beiden unterwegs erleben (eine solche Reise war damals ja mit sehr viel größeren Schwierigkeiten und Gefahren verbunden als heutzutage), wie sie sich durchbetteln und durchhungern, wie sie Räubern in die Hände fallen, um Haaresbreite an der Pest zugrundegehen, und wie sie zuguterletzt doch noch ans Ziel kommen und den beiden Gefangenen die ersehnte Freiheit bringen: das läßt sich nicht mit ein paar dürftigen Worten wiedergeben, sondern ihr müßtet das schon selbst nachlesen in dem ausgezeichneten Buch, das ich Euch gar nicht warm genug empfehlen kann:

Barbara Leonie Picard: „Lösegeld für einen Ritter". Deutsch von Lena Lademann-Wildhagen. Verlag Herder, Freiburg. 230 Seiten, Halbleinen DM 8,20.

Zum Abschluß noch zwei Werke, die ebenso wie Kurschats „Friedrich und Federico" im Verlag Ensslin & Laiblin in Reutlingen erschienen sind. Das eine berichtet von dem abenteuerlichen Zug eines Landsknechtshäuflein unter dem Befehl des Gubernators Ambrosius Alfinger durch die Sümpfe und Urwälder des damals, im 16. Jahrhundert, noch völlig unerschlossenen Venezuela. Die kleine Schar, die ihre gefährliche Expedition im Auftrag der Welser durchführt, des mächtigen Augsburger Bank- und Handelshauses, hat aber auf ihrer Suche nach dem sagenhaften Goldland El Dorado nicht nur gegen übermächtige Naturgewalten zu kämpfen, sondern auch gegen die plötzlichen Überfälle durch eingeborene Indianer. Die Spur dieses verwegenen Haufens, die sich zuletzt im Dunkel der Tropenwildnis verliert, könnt ihr verfolgen in dem preiswerten Bändchen:

Willi Fehse: „Der Giftpfeil". Vom Zug der Welser durch Venezuela. Mit Zeichnungen von Karl Eckle. Ensslin & Laiblin Verlag, Reutlingen. 80 Seiten, Halbleinen DM 2,60.

Mein letzter Tip gilt diesmal dem stattlichen, mit einer Fülle interessanter Zeichnungen, Kartenskizzen und Bildtafeln versehenen Band:

Paul Herrmann: „Das große Buch der Entdeckungen". Wagemut und Abenteuer aus drei Jahrtausenden. Ensslin & Laiblin Verlag, Reutlingen. 336 Seiten, Leinen DM 9,80.

Der Verfasser, bekannt geworden durch seine Erwachsenenbücher „7 vorbei und 8 verweht" und „Zeigt mir Adams Testament!", erzählt Euch in diesem, seinem neuesten und leider letzten Werk von den kühnen Fahrten und den Schicksalen der großen Entdecker, angefangen mit den unbekannten ägyptischen, phönizischen und griechischen Seefahrern der Frühzeit, über die Wikinger, Marco Polo und Kolumbus bis zu unseren Zeitgenossen Thor Heyerdahl, Vivian Fuchs und Sir Edmund Hillary. Alles, was Paul Hermann auf den 336 Seiten seines höchst anschaulich und lebendig geschriebenen Buches berichtet, sind Tatsachen. Deshalb werdet auch Ihr Euch dem Bann, der von diesen Männern ausgeht, so wenig entziehen können, wie ich das konnte, als ich begonnen hatte, in dem Buch „nur eben ein bißchen herumzublättern". Man liest sich unversehens darin fest, vergißt alles andere ringsum und kommt nicht mehr los davon. Macht am besten selbst einmal den Versuch — und seid einstweilen herzlich gegrüßt von Euerem

Otfried Preußler

Dies ist er,
der Stadtschreiber von Schilda,
JEREMIAS
PUNKTUM,



nach dessen eigenhändigen Aufzeichnungen die wahre Geschichte der Schildbürger gedruckt wurde.

Das neue Buch des bekannten Jugendbuchautors OTFRIED PREUSSLER:

BEI UNS IN SCHILDA

Jllustr. v. F. J. Tripp, 128 S. Hln. DM 5.90

Das Buch muß man gelesen haben!

HEIMATBUCHDIENST

Braunschweig, Donnerburgweg 50

Wußtest du schon . . .

... daß es in Ostpreußen vor dem Kriege nur eine einzige Stadt mit mehr als 100 000 Einwohnern gab, nämlich Königsberg? In Westpreußen gilt dasselbe für Danzig, in Ostpommern für Stettin, während Ostbrandenburg keine einzige Stadt dieser Größenordnung aufweist.

... daß Hermann Löns in seinen Gedichten nicht nur die Lüneburger Heide sondern ebenso Wälder und Seen der späteren Grenzmark — um seine Geburtsstadt Deutsch-Krone herum — gefeiert hat.



Die Kogge

Jugend- und Kinderbeilage der Ostpreußen-Warte

Nummer 7 Juli 1959

Johann Gottfried Herder

Die ewige Bürde

Der Kalif Hakkam, der die Pracht liebte, wollte die Gärten seines Palastes verschönern und erweitern. Er kaufte alle benachbarten Ländereien und bezahlte den Eigentümern soviel dafür, als sie verlangten.

Nur eine Witwe fand sich, die das Erbteil ihrer Väter aus frommer Gewissenhaftigkeit nicht veräußern wollte und alle Anerbietungen, die man ihr deswegen machte, beharrlich ausschlug. Den Aufseher der königlichen Gebäude verdroß der Eigensinn dieser Frau; er nahm ihr das kleine Land mit Gewalt weg, und die arme Witwe kam weinend zum Richter. Ibn Beschir war eben Kadi der Stadt. Er ließ sich den Fall vortragen und fand ihn schlimm; denn obschon die Gesetze der Witwe ausdrücklich recht gaben, so war es doch nicht leicht, einen Fürsten, der gewohnt war, seinen Willen für die vollkommene Gerechtigkeit zu halten, zur freiwilligen Erfüllung eines veralteten Gesetzes zu bewegen. Was tat also der gerechte Kadi? Er sattelte seinen Esel, hing ihm einen großen Sack um den Hals und ritt unverzüglich nach den Gärten des Palastes, wo der Kalif sich eben in dem schönen Pavillon befand, den er auf dem Erbteil der Witwe erbaut hatte. Die Ankunft des Kadi mit seinem Esel und Sacke setzte ihn in Verwunderung, und noch mehr erstaunte er, als Ibn Beschir sich ihm zu Füßen warf und also sagte: „Erlaube mir, Herr, daß ich meinen Sack mit Erde von diesem Boden fülle!" Hakkam gab es zu. Als der Sack voll war, bat Ibn Beschir den Kalifen, ihm den Sack auf den Esel heben zu helfen. Hakkam fand dieses Verlangen noch sonderbarer als das vorige. Um aber zu sehen, was der Mann vorhabe, griff er mit an. Allein der Sack war nicht von der Stelle zu bringen, und der Kalif antwortete Ibn Beschir mit edlem Freimut, „du findest diese Bürde zu schwer, und sie enthält nur einen kleinen Teil der Erde, die du ungerechterweise einer armen Witwe genommen hast. Wie willst du denn das geraubte Land tragen können, wenn es der Richter der Welt am letzten Gerichtstage auf deine Schultern legt?

Der Kalif war betroffen; er lobte die Herzhaftigkeit und Klugheit des Kadi und gab der Witwe das Land zurück mit allen Gebäuden, die er darauf hatte anlegen lassen.



Hei, Ferienzeit!

Hurra, nun sind die Ferien da!
Adee nun Zwang und Plage
der Schule. Hei, welch Lust! Hurra!
Seid uns gegrüßt, nun seid ihr da,
ihr goldnen Sommertage!

Auf! und hinaus ins freie Feld,
frischfroh durch Wald und Wiesen!
Willkommen, wer sich uns gesellt!
Er zieh' mit uns. Die ganze Welt
liegt offen uns zu Füßen.

Ein jeder Tag soll unser sein,
und nichts soll uns vergrämen.
Wir jubeln in die Welt hinein:
Hei, Ferienzeit und Sonnenschein!
Daß sie kein Ende nähmen.

Der nächtliche Hufbeschlag

Ein Märchen von Herbert Meinhard Mühlpfordt

Es war einmal in einem Dorf ein Hufschmied, der hatte so manches Hufeisen in seiner rußigen Esse geschmiedet und so manchem Rößlein neue Schuhe verpaßt und war dabei in Ehren grau geworden.

Des Abends nach getaner Arbeit pflegte er sich dann auf die Bank vor seinem Häuschen, in dessen Garten die Stockrosen blühten, zu setzen, dem Sonnenuntergang zuzusehen und dabei voll Ruhe sein Pfeifchen zu schmauchen.

So saß er auch heute wieder vor seiner Tür, um den Abendfrieden zu genießen, aber sein Pfeifchen wollte ihm gar nicht schmecken — der hünenhafte Mann fühlte eine ihm ganz unerklärliche und seltsame Unruhe. — „Es ist doch so, als ob irgend etwas in der Luft läge“, murmelte er unzufrieden, klopfte mißmutig seine Pfeife aus und ging zu Bett.

Er konnte ganz gegen seine Gewohnheit zuerst nicht einschlafen, und als er endlich in unruhigen Schlaf gefallen war, wachte er — die Uhr der Dorfkirche hatte soeben zwölf geschlagen — plötzlich von einem Klopfen an der Tür auf.

Er richtete sich im Bett auf und sah, daß bei jedem Klopfen ein feiner Blitz durch die starke Eichentür ins Zimmer flog — das machte ihn sofort hellwach, er fuhr in die Hosen, band sich schnell das grobe Schurzfell vor, griff noch rasch nach dem schweren Hammer und riegelte vorsichtig die Tür auf.

Draußen stand, schwarz gegen den hellen Sommerhimmel, ein hagerer Mann in Wams und Mäntelein und einem spitzen Hut mit nickender Feder auf dem Kopf. Ehe der Schmied den ungewöhnlichen Besucher nach seinem Begehr fragen konnte, sagte der Fremde mit knarrender Stimme: „Macht schnell, Mann, und kommt, Ihr sollt mir ein Eisen neu anschlagen, ich habe heute noch viel zu erledigen.“

Der Schmied sagte verwundert: „Jetzt zur Nachtzeit? Und für Stiefeleisen, Herr, seid Ihr nicht an der richtigen Schmiede — die beschlägt hierzulande der Schuster!“

Der Fremde würdigte ihn jedoch keiner Antwort und schritt zur Schmiede voran. Dort stellte er ohne viel Federlesens den linken Fuß au einen mächtigen Holzklotz, und da sah ja nun der Schmied, mit wem er es zu tun hatte, denn an dem Bein saß ein mächtiger wohlgebildeter Pferdefuß.

Dem Schmied gab es nun doch einen Ruck, aber er war ein furchtloser Mann, faßte sich rasch, fachte mit dem Blasebald das noch glimmende Kohlenfeuer zu neuer Glut an und machte sich daran, mit der großen Zange das Eisen zu prüfen.

„Euer Gnaden haben wohl kürzlich ein bißchen zu fest aufgestampft?“ sagte er furchtlos.

Der Teufel sah den Schmied mit einem stechenden Blick an: „Es kommt davon, daß man heutzutage so viel zu tun hat“, sagte er mürrisch, „aber nun mach' voran, ich habe nicht viel Zeit zu verlieren!“

Der Schmied hatte sachkundig das Eisen betrachtet: „Es ist schon ganz dünn und abgetragen, Eurer Gnaden“, sagte er, „da müssen wir ein ganz neues nehmen.“ Als der Teufel nickend sein Einverständnis gab, legte der Meister das größte Hufeisen, das er auf der Stange hängen hatte, ins Feuer und nahm mit der Zange das alte Eisen ab, und dabei sah er, daß es ganz weißglühend war.

Er glättete mit der großen Raspel vorsichtig den Huf, um dem höllischen Feuer nicht zu nahe zu kommen, und paßte das neue Eisen dem Huf des Teufels an, wobei es, obwohl es rotglühend war, zischte, wie wenn er es in kaltes Wasser getaucht hätte. Dabei kam ihm der Gedanke, daß es wohl geraten sei, lieber vor Vollendung der Arbeit von dem Preis zu sprechen, obwohl auch unser Schmied, wie alle Handwerker, sonst ganz gern die Preisfrage bis nach der Fertigstellung verschob, um lieber hinterher etwas draufzuschlagen.

Er sagte deshalb: „Ich habe schon manches Eisen aufgeschlagen, Euer Gnaden, aber dieses ist immerhin eine ungewöhnliche Arbeit, und so wollte ich doch vorher untertänigst um meinen Lohn gefragt haben.“

Der Böse sah den Schmied von unten her scheel an, dann sagte er mit höllischer Lache: „Dein Lohn soll sein, daß ich dir nachher mit dem neuen Eisen ins Gesicht trete, so daß du gezeichnet bist, wenn dein Stündlein kommt — und dann sollst du mein Höllenschmied werden!“

„Ei — steht es so?“ rief der Schmied, und, ehe sich's der Teufel versah, trieb er den ersten Nagel, der schon im Huf stak, mit gewaltigen Hammerschlag tief in den schweren Eichenklotz und schlug seine Spitze schnell in Kreuzesform um — und ehe der Schwarze noch zur Besinnung kommen konnte, tat er mit einem zweiten und dritten Nagel desgleichen.

Der überraschte Teufel brüllte los wie ein Stier, tanzte wie von der Tarantel gestochen in der Schmiede umher, wobei er den schweren Holzklotz mit sich herumschleifte, und machte verzweifelte Anstrengungen, von seiner Fessel loszukommen und in die Hölle zurückzufahren.

Aber sei es, daß der Eichenklotz ihm zu schwer war, sei es, daß die Kreuzesform der Nägel ihn bannte — kurz, er konnte nicht von hinnen und tanzte und brüllte durch die Schmiede, daß es schrecklich anzusehen war.

Der tapfere Schmied aber, der seinen Vorteil erkannte, fing nun an, mit dem schweren Hammer auf den Bösen loszudreschen, daß es seine Art hatte.

Der Mantel und der Hut mit der Feder lagen längst zerschlissen am Boden, aber der Schmied ließ nicht nach mit schlagen, bis der Teufel schließlich sich aufs Bitten verlegte und ihm alles versprach, wenn er ihn nur endlich ziehen ließe.

„Ich lasse dich nur los, wenn du mir drei Bedingungen erfüllst“, sagte der wackere Schmied, „zum ersten sollst du mir alles Eisengestänge, was hier in der Schmiede liegt, in eitel Gold verwandeln, zum zweiten sollst du Sorge tragen, daß meine Flasche mit dem Magenbittern nie alle wird, und endlich sollst du mir zum Pfand dafür, daß du an meiner Seele keinen Teil hast, wenn es zum letzten Schnaufer kommt, deinen Schwanzwedel hier lassen.“

Mit der ersten und zweiten Bedingung war der Teufel sofort einverstanden, aber vor der dritten drehte und wandt er sich wie ein Wurm am Angelhaken. Es half ihm aber nichts, der Schmied ließ nicht locker, bis der Böse auch in diesen sauren Apfel gebissen hatte. Da nahm der Schmied die große Zange und kniepte ihm damit den Schwanzwedel ab und nagelte ihn, während der Teufel vor Schmerz und Wut wild umhersprang, über der Tür der Schmiede fest.

Erst dann löste er dem Bösen den Eichenklotz vom Huf, und kaum fühlte der sich frei, so fuhr er mit einem Schweif von Dreck und Schwefel durch die Esse in die Hölle.

Der Schmied aber war nun ein reicher Mann und konnte fürderhin sorgenfrei sein Pfeifchen rauchen, und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er noch heute.

Und als ich neulich bei ihm war, da schenkte er mir von seinem Magenbittern ein artiges Gläschen voll ein und erzählte mir dabei die Geschichte, wie er dem Teufel den Huf beschlug.

Sie muß also gewißlich wahr sein.

Aus „Was die Sonnenstrahlen erzählen“, Ostpreußische Märchen von Herbert Meinhard und Sanderein Mühlpfordt.

DIE WAHRE FREUNDSCHAFT ZEIGT SICH IM VERSAGEN

Wo kommt der Ausdruck her?



Eine große Rolle spielen ...

Wir alle spielen im Leben, bewußt oder unbewußt, eine bestimmte Rolle, nicht immer eine große zwar, aber wir spielen auf der Bühne des Lebens der Umwelt vor, als was wir gern gelten möchten: der Draufgänger, der Menschenfreund, der Despot, der Schwerenöter, der Unschuldsengel, der Vamp, der Spaßmacher sind einige der Rollen, denen man allenthalben im Leben begegnet. Das ist der große Einfluß der Bühne auf das Leben. Wie aber erklärt sich das Wort „Rolle“?

Ende des 16. Jahrhunderts hielten die Schauspieler in der Tat eine Rolle in der Hand, auf denen ihr Sprechpart aufgeschrieben stand. Beim Spiel rollte man sie stets so, daß die jeweils gebrauchten Worte sichtbar waren.

E. T. A. HOFFMANN

Ritter Gluck

*

Eine Erinnerung aus dem Jahre 1809

Der Spätherbst in Berlin hat gewöhnlich noch einige schöne Tage. Die Sonne tritt freundlich aus dem Gewölk hervor, und schnell verdampft die Nässe in der lauen Luft, welche durch die Straßen weht. Dann sieht man eine lange Reihe, buntgemischt — Elegants, Bürger mit der Hausfrau und den lieben Kleinen in Sonntagskleidern, Geistliche, Jüdinnen, Referendare, Professoren, Putzmacherinnen, Tänzer, Offiziere und so weiter — durch die Linden nach dem Tiergarten ziehen. Bald sind alle Plätze bei Klaus und Weber besetzt; der Mohrrüben-Kaffee dampft, die Elegants zünden ihre Zigarros an, man spricht, man streitet über Krieg und Frieden, über die Schuhe der Madame Bethmann, ob sie neulich grau oder grün waren, über den geschlossenen Handelsstaat und böse Groschen und so weiter, bis alles in eine Arie aus „Fanchon“ zerfließt, womit eine verstimmte Harfe, ein paar nicht gestimmte Violinen, eine lungensüchtige Flöte und ein spasmatisches Fagott sich und die Zuhörer quälen.

Dicht an dem Geländer, welches den Weberschen Bezirk von der Heerstraße trennt, stehen mehrere kleine runde Tische und Gartenstühle; hier atmet man freie Luft, beobachtet die Kommenden und Gehenden, ist entfernt von dem kakophonischen Getöse jenes vermaledeiten Orchesters: Da setze ich mich hin, dem leichten Spiel meiner Phantasie mich überlassend, die mir befreundete Gestalten zuführt, mit denen ich über Wissenschaft, über Kunst, über alles, was dem Menschen am teuersten sein soll, spreche. Immer bunter und bunter wogt die Masse der Spaziergänger bei mir vorüber, aber nichts stört mich, nichts kann meine phantastische Gesellschaft verscheuchen. Nur das verwünschte Trio eines höchst niederträchtigen Walzers reißt mich aus der Traumwelt. Die kreischende Oberstimme der Violine und Flöte und des Fagotts schnarrenden Grundbaß allein höre ich; sie gehen auf und ab, fest aneinander haltend in Oktaven, die das Ohr zerschneiden, und willkürlich, wie jemand, den ein brennender Schmerz ergreift, ruf' ich aus: „Welche rasende Musik! Die abscheulichen Oktaven!“

Neben mir murmelt es: „Verwünschtes Schicksal! Schon wieder ein Oktavenjäger!“

Ich sehe auf und werde nun erst gewahr, daß, von mir unbemerkt, am selben Tisch ein Mann Platz genommen hat, der seinen Blick starr auf mich richtet und von dem nun mein Auge nicht wieder loskommen kann.

Nie sah ich einen Kopf, nie eine Gestalt, die so schnell einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hätten. Eine sanft gebogene Nase schloß sich an eine breite offene Stirn, mit merklichen Erhöhungen über den buschigen, halbgrauen Augenbrauen, unter denen die Augen mit beinahe wildem, jugendlichem Feuer (der Mann mochte über fünfzig sein) hervorblitzten. Das weichgeformte Kinn stand in seltsamem Kontrast mit dem geschlossenen Munde, und ein skurriles Lächeln, hervorgebracht durch das sonderbare Muskelspiel in den eingefallenen Wangen, schien sich aufzulehnen gegen den tiefen, melancholischen Ernst, der auf der Stirn ruhte. Nur wenige graue Löckchen lagen hinter den großen, vom Kopfe abstehenden Ohren. Ein sehr weiter, moderner Überrock hüllte die große, hagere Gestalt ein. Sowie mein Blick auf den Mann traf, schlug er die Augen nieder und setzte das Geschäft fort, worin ihn mein Ausruf wahrscheinlich unterbrochen hatte. Er schüttete nämlich aus verschiedenen kleinen Tüten mit sichtbarem Wohlgefallen Tabak in eine vor ihm stehende große Dose und feuchtete ihn mit rotem Wein aus einer Viertelsflasche an. Die Musik hatte aufgehört; ich fühlte die Notwendigkeit, ihn anzureden.

„Es ist gut, daß die Musik schweigt“, sagte ich; „das war ja nicht auszuhalten.“

Der Alte warf mir einen flüchtigen Blick zu und schüttete die letzte Tüte aus.

„Es wäre besser, daß man gar nicht spielte!“ nahm ich nochmals das Wort. „Sind Sie nicht meiner Meinung?“

„Ich bin gar keiner Meinung“, sagte er. „Sie sind Musiker und Kenner von Profession ...“

„Sie irren; beides bin ich nicht. Ich lernte ehemals Klavierspielen und Generalbaß wie eine Sache, die zur guten Erziehung gehört, und da sagte man mir unter anderem, nichts mache einen widrigeren Effekt, als wenn der Baß mit der Oberstimme in Oktaven fortschreite. Ich nahm das damals auf Autorität an und habe es nachher immer bewährt gefunden.“

„Wirklich?“ fiel er mir ein, stand auf und schritt langsam und bedächtig nach den Musikanten hin, indem er öfters, den Blick in die Höhe gerichtet, mit flacher Hand an die Stirn klopfte wie jemand, der irgendeine Erinnerung wekken will. Ich sah ihn mit den Musikanten sprechen, die er mit gebietender Würde behandelte. Er kehrte zurück, und kaum hatte er sich gesetzt, als man die Ouvertüre der „Iphigenia in Aulis“ zu spielen begann.

Mit halbgeschlossenen Augen, die verschränkten Arme auf den Tisch gestützt, hörte er das Andante; den linken Fuß leise bewegend, bezeichnete er das Eintreten der Stimmen: jetzt erhob er den Kopf, — schnell warf er den Blick umher, — die linke Hand mit auseinandergespreizten Fingern ruhte auf dem Tische, als greife er einen Akkord auf dem Flügel, die rechte Hand hob er in die Höhe: es war ein Kapellmeister, der dem Orchester das Eintreten des anderen Tempos angibt — die rechte Hand fällt, und das Allegro beginnt! — Eine brennende Röte fliegt über die blassen Wangen; die Augenbrauen fahren zusammen auf der gerunzelten Stirn, eine innere Wut entflammt dem wilden Blick mit einem Feuer, das mehr und mehr das Lächeln verzehrt, das noch um den halbgeöffneten Mund schwebte. Nun lehnt er sich zurück, hinauf ziehen sich die Augenbrauen, das Muskelspiel auf den Wangen kehrt wieder, die Augen erglänzen, ein tiefer, innerer Schmerz löst sich auf in Wollust, die alle Fibern ergreift und krampfhaft erschüttert — tief aus der Brust zieht er den Atem, Tropfen stehen auf der Stirn; er deutet das Eintreten des Tutti und anderer Hauptstellen an; seine rechte Hand verläßt den Takt nicht, mit den linken holt er sein Tuch hervor und fährt damit über das Gesicht. — So belebte er das Skelett, welches jene paar Violinen von der Ouvertüre gaben, mit Fleisch und Farben. Ich hörte die sanfte, schmelzende Klage, womit die Flöte emporsteigt, wenn der Sturm der Violinen und Bässe ausgetobt hat und der Donner der Pauken schweigt; ich hörte die leise anschlagenden Töne der Violoncelle, des Fagotts, die das Herz mit unnennbarer Wehmut erfüllen: das Tutti kehrt wieder, wie ein Riese hehr und groß schreitet das Unisono fort, die dumpfe Klage erstirbt unter seinen zermalmenden Tritten. —

Die Ouvertüre war geendigt; der Mann ließ beide Arme herabsinken und saß mit geschlossenen Augen da wie jemand, den eine übergroße Anstrengung entkräftet hat. Seine Flasche war leer: ich füllte sein Glas mit Burgunder, den ich unterdessen hatte geben lassen. Er seufzte tief auf, er schien aus einem Traume zu erwachen. Ich nötigte ihn zum Trinken; er tat es ohne Umstände, und indem er das volle Glas mit einem Zuge hinunterstürzte, rief er aus: „Ich bin mit der Aufführung zufrieden! Das Orchester hielt sich brav.“

„Und doch“, nahm ich das Wort, „doch wurden nur schwache Umrisse eines mit lebendigen Farben ausgeführten Meisterwerkes gegeben.“

„Urteile ich richtig? — Sie sind kein Berliner!“

„Ganz richtig; nur abwechselnd halte ich mich hier auf.“

„Der Burgunder ist gut; aber es wird kalt.“

„So lassen Sie uns ins Zimmer gehen und dort die Flaschen leeren.“

„Ein guter Vorschlag. — Ich kenne Sie nicht; dafür kennen Sie mich aber auch nicht. Wir wollen unsere Namen nicht abfragen; Namen sind zuweilen lästig. Ich trinke Burgunder, er kostet mich nichts, wir befinden uns wohl beieinander, und damit gut.“ Er sagte dies alles mit gutmütiger Herzlichkeit. Wir waren ins Zimmer getreten; als er sich setzte, schlug er den Überrock auseinander, und ich bemerkte mit Verwunderung, daß er unter demselben eine gestrickte Weste mit langen Schößen, schwarzsamtne Beinkleider und einen ganz kleinen, silbernen Degen trug. Er knöpfte den Rock sorgfältig wieder zu.

„Warum fragten Sie mich, ob ich ein Berliner sei?“ begann ich.

„Weil ich in diesem Falle genötigt gewesen wäre, Sie zu verlassen.“

„Das klingt rätselhaft.“

„Nicht im mindesten, sobald ich Ihnen sage, daß ich — nun, daß ich ein Komponist bin.“

„Noch immer errate ich Sie nicht.“

„So verzeihen Sie meinen Ausruf vorhin; denn ich sehe, Sie verstehen sich ganz und gar nicht auf Berlin und auf Berliner.“ Er stand auf und ging einige Male heftig auf und ab; dann trat er ans Fenster und sang kaum vernehmlich den Chor der Priesterinnen aus der „Iphigenia auf Tauris“, indem er dann und wann bei dem Eintreten der Tutti an die Fensterscheiben klopfte. Mit Verwundern bemerkte ich, daß er gewisse andere Wendungen der Melodien nahm, die durch Kraft und Neuheit frappierten. Ich ließ ihn gewähren. Er hatte geendigt und kehrte zurück in seinen Sitz. Ganz ergriffen von des Mannes sonderbarem Benehmen und den phantastischen Äußerungen eines seltenen musikalischen Talents, schwieg ich. Nach einer Weile fing er an: „Haben Sie nie komponiert?“

„Ja; ich habe mich in der Kunst versucht: nur fand im alles, was ich, wie mich dünkte, in Augenblicken der Begeisterung geschrieben hatte, nachher matt und langweilig; da ließ ich's denn bleiben.“

(Fortsetzung)

Das Gold der Ostsee

In Memel wird heute die ostpreußische Bernsteintradition fortgesetzt

In der in Bonn von der sowjetischen Botschaft herausgegebenen Wochenzeitschrift „Die Sowjetunion heute" fanden wir einen bebilderten Beitrag des sowjetischen (wahrscheinlich litauischen) Journalisten W. Norgaila über die bernsteinverarbeitende Industrie in Memel unter dem Titel „Das Gold der Ostsee", der einen interessanten Einblick in das Programm der Bernsteinwerkstätten liefert. Wir möchten daher diesen Artikel unseren Lesern in vollem Wortlaut wiedergeben.

„Schon in ferner Vergangenheit wurde in Litauen Bernstein, das „Gold der Ostsee" genannt, gewonnen und verarbeitet. Jahrhundertelang bildete der Bernstein eine wichtige Austauschware im Handelsverkehr mit anderen Völkern. Durch die Handelskanäle drangen Erzeugnisse der litauischen Meister bereits in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung in für damalige Verhältnisse derart ferne Länder wie Griechenland, Frankreich und die Schweiz.

Eine richtige bernsteinverarbeitende Industrie wurde jedoch in Litauen erst in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg ins Leben gerufen.

Rohbernstein wird in Litauen hauptsächlich vom Meer „geliefert". Die von der Brandung angespülten Stücke, die bis zu 200 Gramm wiegen, werden von den Frauen und Kindern der Fischer gesammelt und an Gewerbegenossenschaften oder Fabriken verkauft. Das Gesamtgewicht der kleinen Bernsteinstücke, die in der Regel pro Tag von einem Menschen gesammelt werden können, beläuft sich auf 1 bis 2 Kilogramm. Besonders gut ist die Ausbeute nach einem starken Sturm.

Die zweite Rohstoffquelle sind die Lagerstätten der sogenannten „blauen Erde" (Palmnicken. Anm. d. Red.), die beträchtliche Mengen Bernstein enthält. Diese Lagerstätten befinden sich in dem an Litauen grenzenden Gebiet von Kaliningrad (Königsberg. Anm. d. Red.). Bernstein wird dort im Untertagebau gewonnen.

Der an der Küste gesammelte bzw. aus Kaliningrad gebrachte Bernstein wird in der Fabrik „Daile" in Klaipeda (Memel. Anm. d. Red.), im Industriekombinat der Stadt Palanga oder in den Bernstein-Versuchsstätten in Wilnjus verarbeitet. Der größte dieser Betriebe ist das Industriekombinat von Palanga, das etwa 200 Arbeiter beschäftigt. In ganz Litauen werden pro Jahr durchschnittlich 8 bis 9 Tonnen Rohbernstein verarbeitet.

Die litauischen Betriebe stellen aus Bernstein vorwiegend Schmuckgegenstände her: Halsketten, Broschen, Schatullen, Zigarettenetuis, Ringe. Die Verarbeitung beginnt damit, daß man Stücke aussucht, aus denen sich das eine oder andere Erzeugnis anfertigen läßt. Nur 40 bis 50 Prozent des gesammelten Bernsteins werden direkt verarbeitet. Größere Erzeugnisse — Schatullen, Zigarettenetuis, Statuetten — kann man nur aus den besten Stükken anfertigen, die sowohl die entsprechende Größe als auch eine schöne Farbe haben müssen. Der Produktionsvorgang ist im wesentlichen derselbe wie bei der Verarbeitung anderer Mineralien. Bernstein läßt sich behauen, schleifen, polieren, gravieren oder als Inkrustation für anderes Material verwenden. Bernstein ist verhältnismäßig weich und deshalb ohne weiteres mit der Hand zu bearbeiten. Maschinen verwendet man lediglich im Anfangsstadium. Bei der feineren Arbeit, in deren Verlauf sich ein Stück Bernstein in eine Blume, einen Vogel usw. verwandelt, bedient sich der Meister nur eines Meißels. Diese Arbeit verlangt ein Höchstmaß an Konzentration, Geschicklichkeit und große Erfahrung. Selbst ein winziger Sprung oder Riß macht manchmal die Arbeit vieler Tage zunichte. Ein abgebrochenes Stückchen, das angeklebt werden muß, entwertet das Erzeugnis. Die Folge ist, daß es in eine niedrigere Güteklasse eingereiht wird.

Die Arbeiten der besten Bernsteinmeister Litauens werden in den größten Museen der Republik sowie in Moskau und Leningrad aufbewahrt. Diese Meister benutzen für ihre Kompositionen oft Insekten oder Blätter, die seit prähistorischen Zeiten in einzelnen Bernsteinstücken eingeschlossen sind. Unter Ausnutzung dieser Fremdkörper schaffen sie sehenswürdige Statuetten, Spielsachen oder Haushaltsgegenstände. Einige Meister, wie zum Beispiel F. Daukantas, inkrustieren in Gegenständen aus Bernstein oder anderen Mineralien mit großer Kunstfertigkeit die Abbildungen verschiedener Tiere, Bäume oder Blumen. Eine Komposition von F. Daukantas stellt ein Eichkätzchen im Wald dar und ist in ein durchsichtiges Stück Bernstein eingeschlossen.

Ein bedeutender Teil des Rohbernsteins (50 bis 60 Prozent) kann nicht direkt verarbeitet werden. Er wird umgeschmolzen und gepreßt. Auf diese Weise erhält man große Stücke Bernstein, aus denen sich Halsketten, Broschen und anderer Schmuck anfertigen lassen. Ein gewisser Teil dieses Rohstoffes sowie die Abfälle der Bernsteinproduktion werden von der chemischen Industrie verwendet, die daraus Bernsteinsäure, verschiedenartige Lacke und Arzneien erzeugt.

Dank der Mechanisierung der Produktionsvorgänge konnten in den letzten Jahren sowohl die Selbstkosten als auch die Handelspreise für einige Erzeugnisse aus litauischem Bernstein gesenkt werden. So kann man jetzt ein mit Bernstein geschmücktes Zigarettenetui, das 1955 noch 116 Rubel gekostet hat, für 72 Rubel erstehen. Gleichzeitig steigt von Jahr zu Jahr der Arbeitslohn der Meister. Viele von ihnen verdienen jetzt täglich 80 bis 100 Rubel.

Die litauischen Erzeugnisse aus Bernstein finden zum überwiegenden Teil (zu etwa 70 Prozent) außerhalb der Republik — in verschiedenen Städten der Sowjetunion oder im Ausland — ihren Absatz. Bernsteinerzeugnisse der Fabrik „Daile"-Klaipeda wurden auch auf der Weltausstellung 1958 in Brüssel lobend beurteilt."

Neue Bernsteinvorkommen

Im Zusammenhange mit dem sowjetischen Beitrag über die bernsteinverarbeitende Industrie im heutigen Memel interessieren zwei Meldungen, nach denen sowohl im sowjetisch besetzten Teil unserer Heimat als auch in den unter polnischer Verwaltung stehenden deutschen Gebieten neue Bernsteinvorkommen entdeckt sein sollen. Im ersteren Falle handelt es sich um den sowjetischen Plan, in der Nähe von Königsberg eine neue Bernsteingewinnungsanlage zu errichten. Geologen wollen hier neue bernsteinhaltige Gesteinsschichten festgestellt haben, die acht Meter stark sind, sich stellenweise am Meeresgrund befinden und sich 300 bis 500 Meter von der Küste entfernt erstrecken.

Desgleichen haben polnische Geologen nach längerer systematischer Suche nördlich der pommerschen Stadt Stolp größere Bernsteinlager entdeckt, mit deren Abbau vor kurzem begonnen wurde. Bernsteinfachleute wollen in Stolp eine neue Industrie ins Leben rufen. Für eine neue Fabrik sind von der polnischen Regierung bereits 10 Millionen Zloty bewilligt worden.

„Ostpreußische Arztfamilie" tagte in Göttingen

Der elfte Familientag der „Ostpreußischen Arztfamilie", zu dem sich über 270 Mitglieder und Studierende in Göttingen versammelten, hatte eine dreifache Aufgabe: Einen Beitrag zu leisten zur ärztlichen Fortbildung, die landsmannschaftliche Verbundenheit zu pflegen und die Jugend einzubeziehen in das Wirken traditionsreichen Institution. Dementsprechend war das Programm der Veranstaltungen weit gesteckt. Von den Fachreferaten fanden insbesondere die Vorträge von Dozent Dr. Leo Koslowski, Freiburg, über die „Intravitale Autolyse bei chirurgischen Erkrankungen" und von Prof. Dr. H. W. Janz, Ilten, über „Psychopathologische Probleme der Krisis unserer Zeit" lebhaftes Interesse. Auf einer heimatpolitischen Fragen gewidmeten Veranstaltung, die der pater familias der Arztfamilie, Dr. Schröder, mit Begrüssungsworten einleitete, sprach der Bundessprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Dr. Gille, über die aktuellen Probleme, wie sie gerade in diesen Tagen durch die Genfer Konferenz gestellt werden. Regierungsbaurat Hauke, Marburg, schilderte in einem Lichtbildervortrag die Schönheit der Marienburg. Der Gedankenaustausch mit der Jugend fand nach einem Einleitungsreferat in Form eines „Gesprächs am Runden Tisch" statt.

Robert Budzinski

Maler und Dichter

Jeder Ostpreuße kennt seinen Namen und aus seinem Schaffen mindestens sein liebevoll-heiteres Buch „Entdeckung Ostpreußens". Dem Gedenken dieses heimatverbundenen Originals unter den ostpreußischen Künstlern zwischen den beiden Kriegen widmete Ida Wolfermann-Lindenau im Jahre 1955 die folgenden Zeilen: „Die Nordostdeutsche Künstler-Einung gedenkt des bekannten ostpreußischen Malers und Schriftstellers Robert Budzinski, der am 27. Februaer 1955 seine hellen, vergnügten Augen für immer schloß.

Er verbrachte nach der Flucht 1945 seine letzen Jahre in Marburg/Lahn, wo er noch 1954 aus Anlaß seines 80. Geburtstages eine Kollektivausstellung durchführte. Wie in seiner Heimat machte er auch heute noch in seiner temperamentvollen Art lichtumflossene Aquarelle, machte Steinzeichnungen und Holzschnitte, die fast immer Motive seiner schönen Heimat und ihrer Menschen zeigten. Als Begründer des „Wandervogels" in Ostpreußen dokumentierte er seine große Liebe zur Natur, in der er sich stets Gott nahe fühlte, und in seiner fröhlichen Art gern mit der Jugend wanderte und Schönes erlebte. Wer kennt nicht seine schriftstellerische Arbeiten, meist selbst illustriert, wie „Entdeckung Ostpreußens", „Der Mond fällt auf Westpreußen" sowie den Roman „Kehr um!" In markannter Linienführung schuf er eine Sammlung von sechs Holzschnitten unter den Titel „Der Sieg des Lebens". Bis zu seinem letzten Tag blieb er geistig frisch. Nach einer kurzen Grippe nahm ihm der Tod den Pinsel aus der Hand. An einem frühlingshaften Tag mit strahlender Sonne haben wir ihn bei Vogelgezwitscher auf dem schönen Marburger Friedhof zur ewigen Ruhe gebettet."

Der Bucherfolg!



General Otto Lasch
So fiel Königsberg
Das Buch vom Kampf und Untergang der Hauptstadt Ostpreußens.
Ein authentischer Tatsachenbericht.
144 Seiten Text mit 16 Seiten Kunstdruckbildern,
8 Übersichtskarten und einem Anhang.
Ganzl. DM 12,80
Bestellungen an
HEIMATBUCHDIENST, Joh. Guttenberger, Braunschweig, Donnerburgweg 50

Die Stadt Tilsit / Ostpreußische Geschichte am Beispiel einer Stadt

(Fortsetzung)

Der durch die unwegsame „wildnus" geschütze Ortsteil des Ordenslandes ist damals (1410) von der Kriegsfurie verschont geblieben. Und keiner der von den Burgen Tilsit und Ragnit bis nach Szemaiten ausgeschickten Späher brachte Kunde von Heeresansammlungen jenseits der Grenze, die auf einen feindlichen Einfall in das Memelstromland hätten schließen lassen können. Im „hachelwerg" hinter dem Tilseflüßchen, wo die schalauischen Bauern wohnten, im „viehe hoffe" und in der „schefferey" ging alles seinen gewohnten Gang, auf der Memel war trotz Kriegszeit Handel und Wandel.

Um so größer war aber die Not im Innern des Landes. In breiter Front wälzte sich die litauisch-polnische Heeressäule quer durch Preußenland nach Westen auf die Marienburg zu. Bereitwillig öffneten sich den Siegern die Stadttore, wo sie hinkamen. Die Ordensburgen ergaben sich mit wohlgefüllten Arsenalen ohne jede Gegenwehr, die Besatzungen schworen dem polnischen König den Treueid. Osterode und Rastenburg, Elbing, Christburg und Creuzburg huldigten als erste König Wladislaw (Jogaila) als neuen Herrn. Von den vier preußischen Bistümern schlug sich der Bischof von Ermland, Heinrich IV., genannt Heilsberg von Vogelsang, Sohn des Heilsberger Bäckers Richard Vogelsang, sofort auf die Seite der Polen. Die Bischöfe von Pomesanien und Culm folgten seinem Beispiel, der von Samland verhielt sich noch abwartend, da sein Bistum abseits vom Kriegszuge lag. Auch der Culmer Adel, genannt „Eidechsenbund", sagte sich vom Orden los, und ebenso Danzig, dessen Gesinnung der Ritterorden so sicher gewesen, da nach dem Willen des Rates Danzig freie Hansestadt werden sollte.

Dieser plötzliche Gesinnungsumschwung im Ordenslande ist nicht etwa nur Angstpsychose gewesen. Schon lange hatten Städte, Adel und hohe Geistlichkeit in stummer Opposition dulden müssen, wie ihnen immer mehr verbriefte Rechte genommen und sie mit hohen Abgaben belegt wurden, und der Hochmeister von der zum prunkvollen Hoflager gewordenen Marienburg, mächtiger als mancher Reichsfürst, absolut und diktatorisch über sie herrschte, die Ordensgebietiger, um es ihrem Herrn gleichzutun, stolz und verächtlich auf jeden herabblickten, der nicht das Ordenskleid trug. Jetzt nach der Niederlage von Tannenberg trat der aufgespeicherte Haß offen zutage, man versprach sich ein neues und besseres Regiment im Lande, wollte selbst der Herr sein. So ist Tannenberg nur der äußere Anlaß für den Verfall des Ritterordens gewesen, tatsächliche Schuld trug die unselige Innenpolitik, die diese Revolution ausgelöst hat.

Obwohl der Orden zum kleinen Mann schon lange keine innere Bindungen mehr gehabt hatte, der Bauer in harter Fron für ihn arbeiten mußte — der ostpreußische Bauer ist erst durch die Reformen des Freiherrn vom Stein von der Leibeigenschaft befreit worden —, erhob sich überall im Lande ein Wehklagen über das große Unglück und die neue Bedrückung. Und Johann von Posilge, der altpreußische Abkömmling, schrieb betrübt von der Untreue derer, die einst Nutznießer der Ordensherrschaft gewesen und nun so schlechten Dank dafür wußten, in seiner Chronik: „Vnd wart gros jamir obir all das lant czu Prusin, wend sich rittir vnd knecht vnd die grosen stete des landes alle ummetatin czu dem konige (Anm.: König Wladislaw) vnde swuren im alle mannschaft vnd truwe, dy der konig betwang alle mit brifen, gelobdinvnd gobin, der glych ny mer gehort ist in keynen landin von so grosir untruwe vund snellich wandelunge..."

Als Hochmeister Ulrich von Jungingen im Juli 1410 mit seinem Heere nach Tannenberg gezogen, hatte er vorher den Komtur der Burg Schwetz, Heinrich von Plauen, mit einem kleinen Heerhaufen zum Schutz der Grenze nach Pommerellen entsandt. Heinrich von Plauen entstammte dem im Vogtlande ansässigen Geschlecht der Reuß von Plauen und war schon als Jüngling in den Ritterorden eingetreten, wo er es bis zum Komtur aufgestiegen war. Als er die Schreckenskunde von Tannenberg vernahm, eilte er sofort mit seinem Halbbruder gleichen Namens, der Komtur zu Danzig war und Söldnerscharen von den Ordenshäusern im westlichen Deutschland zur Unterstützung heranführte, jedoch zu spät kam, zur Marienburg, um wenigstens das Haupthaus zu retten. Denn fiel es in Feindeshände, wäre das Schicksal des Ritterordens sofort besiegelt gewesen. Heinrich von Plauen fand die Marienburg fast ohne Besatzung und Vorräte vor. Sofort traf er alle erdenklichen Verteidigungsmaßnahmen, denn jeden Tag konnte mit dem Eintreffen des Feindes gerechnet werden. Aus der ganzen Umgebung wurden Lebensmittel und Vieh und waffenfähige Männer in die Burg gebracht. Um ein großes Vorfeld zu schaffen, ließ er mit Einverständnis des Rates das bis an die Burg grenzende Städtchen Marienburg einäschern; nur Johanniskirche und Rathaus sind damals stehen geblieben. Die Bewohner flüchteten in die Marienburg. Unerwartet trafen Reste des bei Tannenberg vernichteten Ordensheeres ein, und mit ihnen 400 Danziger Schiffsknechte, die heimlich aus der treulosen Stadt entwichen waren. Trotzdem betrug die Zahl der Verteidiger nur 4000 Mann. Ein eiligst zusammenberufenes Ordenskapitel wählte, sich über alle Ordensstatuten hinwegsetzend, Heinrich von Plauen zum Statthalter. Er war somit Stellvertreter des gefallenen Hochmeisters Ulrich von Jungingen geworden.

Schon am 23. Juli 1410, knapp eine Woche nach Tannenberg, war die Marienburg vom Feinde bereits eingeschlossen. Während das polnische Heer vor der Südseite lag, riegelte Großfürst Vitoldas mit seinen litauischen Kriegern die Burg im Osten und Norden bis zur Nogat ab. Mit den bei Tannenberg erbeuteten Feldgeschützen begann die Beschießung der Marienburg. Ununterbrochen schleuderten sie schwere Steinkugeln gegen Mauern und Hochschloß, wurden Feuerbrände in die Marienburg geworfen. Die Zerstörungen waren oftmals sehr groß. Und rings im ganzen Lande brannten die Dörfer. Wenn bisher auch alle Sturmangriffe noch abgeschlagen werden konnten und wiederholte Ausfälle dem Gegner Verluste zufügten, wurde die Lage der Eingeschlossenen doch immer bedrohlicher durch Verluste an Verteidigern und Verknappung der Lebensmittel. Da entschloß sich Heinrich von Plauen zu einem Bittgange, nachdem ihm König Wladislaw freies Geleit hin und zurück zugesichert hatte. Mit einigen Getreuen begab sich der Statthalter in das Königszelt und bat um Frieden und Einsetzung eines Schiedsgerichtes der römisch-katholischen Kirche und des Kaisers. Aber es ist zu keiner Einigung gekommen; denn Wladislaw verlangte bedingungslose Übergabe von Land und Marienburg, während Heinrich von Plauen nur einen Teil des Landes hergeben wollte.

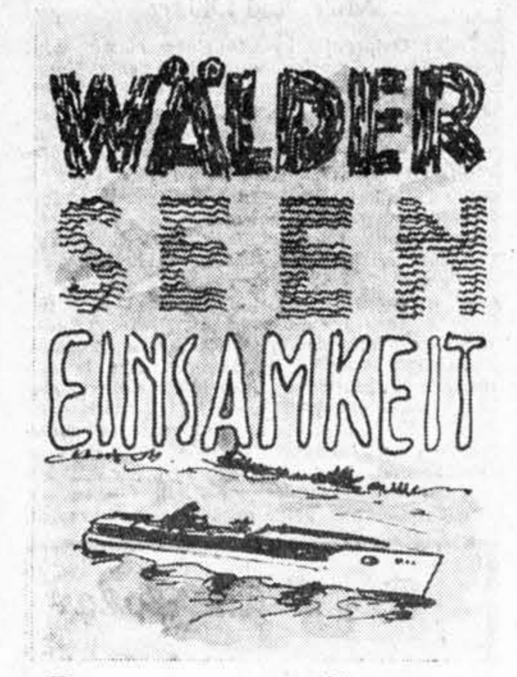
Die Belagerung dauerte nun schon Wochen, die Not in der Marienburg stieg. Immer mehr wurden in den eigenen Reihen Stimmen laut, die Burg zu übergeben, um wenigstens das Leben der Übriggebliebenen zu retten. Die Überlieferung berichtet von einer Verrätertat, die sich in jenen Tagen auf der Marienburg zugetragen haben soll. Heinrich von Plauen beriet sich mit seinen Getreuen täglich im großen Remter, dessen schwere Decke nur von einem einzigen Mittelpfeiler getragen wurde. Eines Tages, so hatte jemand mit den Polen abgekartet, hing an einem der großen Fenster eine rote Mütze als Ziel für den polnischen Kanonier. Gerade als der Statthalter im Remter saß, sauste eine Steinkugel nur um weniges an dem Mittelpfeiler vorbei und schlug in die gegenüberliegende Wand ein, wo sie noch lange zu sehen gewesen sein soll. Unfehlbar hätte, wenn der Pfeiler getroffen worden wäre, die einstürzende Decke alle im Remter Anwesenden erschlagen.

Die Lage im feindlichen Lager aber war auch nicht rosig. Auch hier wurden die Lebensmittel knapp, da aus der weiten Umgebung nichts mehr zu holen war. Seuchen brachen aus. Als eines Tages, so ist überliefert, ein Pole mit seinem Geschütz eine Steinkugel auf das riesige Mosaikbild der Gottesmutter, der Schutzherrin der Marienburg, abschießen wollte und die Kanone dabei zersprang, so daß der Kanonier durch herumfliegende Eisensplitter auf der Stelle erblindete, wurde das als böses Omen angesehen. Als Nachrichten kamen, daß der Ordensmeister des befreundeten livländischen Schwertbrüderordens mit seiner Schar zum Entsatz der Marienburg heranrücke und in Südpolen die Ungarn einfielen, ließ König Wladislaw am 19. September 1410 die Belagerung abbrechen. Die Marienburg war wieder frei. Wenige Wochen darauf hatte Heinrich von Plauen das Land wieder zurückerobert. Über die Abtrünnigen aber wurde ein fürchterliches Strafgericht gehalten. Bischof Heinrich von Heilsberg mußte bei Nacht und Nebel fliehen, in seine Residenz wurde eine Ordensbesatzung gelegt, die „alles ausgefressen und ausgesoffen hat", wie ein Chronist schreibt.

Am Sonntag vor Martini 1410, es war der 9. November, beugten die Teilnehmer des auf der Marienburg tagenden Generalkapitels huldigend ihre Knie vor dem neuen Hochmeister des Deutschen Ritterordens. Es war Heinrich von Plauen, der Retter der Marienburg.

(Fortsetzung folgt.)

Walter von Sanden-Guja



Erinnerungen an meine Masurenfahrt am 4. Juni 1932

Wohl in jedem Leben gibt es Höhepunkte, die sich in der Erinnerung immer wieder herausheben. Farbenfroh leuchtend stehen sie als schönste Blüten in dem vielseitigen Strauß des Lebens. Sie haben standgehalten, allen Mißgeschicken, die uns trafen. Vorübergehend zurückgedrängt durch die Wucht der Ereignisse, tauchen sie immer wieder auf und bleiben lebendig, obgleich sie nie den Anspruch gemacht haben, von großer, allgemein gültiger Bedeutung zu sein.

Mein Bruder, der gleichzeitig mein liebster und nächster Nachbar von Launingken in den Kreisen Darkehmen und Angerburg war, hatte sich ein Motorboot gekauft, in dem man unter dem geräumigen Deck auch geschützt schlafen, kochen und essen konnte. Es lag im Angerburger Angerapphafen und hieß „Vigo", nach dem kleinen spanischen Hafen mit den unzähligen Muscheln, den wir einmal gemeinsam besucht hatten. Die Angerapp verband unsere beiden Höfe Friedrichsfelde und Launingken von Angerburg kommend, rasch fließend und kristallklar, aber nicht tief genug für das große Boot. Treffpunkt also Angerburg, am Hafen gegenüber von dem alten Schloßflügel, dem Sitz des Amtsgerichts.

Vigo war so geräumig, daß wir zu sechs Personen an jenem strahlenden Junitag 1932 abfuhren: mein Bruder und ich mit unsern Frauen, Amtsgerichtsrat Dr. Friedrich Tischler, Heilsberg, unser bester Vogelkenner in Ostpreußen (siehe sein zweibän-

Die Aufnahmen für diese Seite haben uns die Herren W. Grunwald, Inhaber des Kurhauses Grunwald Cruttinnen (Bild oben und Mitte), und Juwelier G. Wels, fr. Königsberg/Pr., Paradeplatz (Bild unten), freundlicherweise zur Verfügung gestellt.

diges Werk „Die Vögel Ostpreußens und die seiner Nachbargebiete", 1304 Seiten umfassend, herausgegeben 1941 vom ostpreußischen Hochschulkreis) und Heinz Tischer aus Magdeburg, damals als Abiturient zur Herstellung einer Jahresarbeit über die Trauerseeschwalbe für längere Zeit in Klein-Guja. Heute ist er einer der Schriftleiter bei der Constanze. Amtsgerichtsrat Tischler ist 1945 aus dem Leben gegangen.

Frisch und rein umwehte uns der linde Sommerwind, als sich uns nach kurzer Fahrt auf der Angerapp der weite, lichte Mauersee öffnete. Luft und Wasser hatten den selben Charakter. Lichtblau eilten die kleinen Wogen auf uns zu. Alles war Heimat, alles vertraut bis hin zur weitesten Ferne, in der sich immer wieder neue Ausblicke über den großen Mauersee zeigten. Dazwischen lag frühlingsgrünes Land gebreitet. Sanft überschnitten sich die flachen Hügellinien. Die Eichenwälder von Steinort zogen vorüber, die alten Bäume der Insel Upalten mit den Horsten der großen grauen Reiher, der steile, hohe Fuchsberg bei Engelstein und dunkle Nadelwälder. Alles war Heimat, alles hatte seinen Sinn und seine Erinnerungen.

Zwischen Upalten und Steinort ging meine Schwägerin in ihre kleine Küche. Mittagessen! Sauerampfersuppe mit je einem hart gekochten Ei pro Person und Bratkartoffeln nach Belieben war immer die erste Vigomahlzeit. In die Dober Bucht bogen wir ein, sahen Doben von ferne liegen, die Wolfganginsel, die heute von den **Polen Wyspa Kormoranow (Insel der Kor-**morane) genannt wird, und die Wälder von Groß-Partsch. Diese beiden Güter gehörten seit über 500 Jahren der Familie, aus der meine Mutter stammt. Dazu kam noch die Fischerei auf einem großen Teil des Mauersees, bis der Staat diese ablöste. Das alles bedeutete uns engste Heimat, zusammen mit der Insel Krisseiten und ihrem Bauernhof, die mein Großvater Schenk zu Tautenburg vom damaligen Grafen Lehndorff — Steinort zu seiner Taufe als Patengeschenk erhalten hatte.

In dem Städtchen mit der Festung Lötzen gab es kurzen Aufenthalt mit Kaffee, Kuchen und Eis in einer Konditorei. Der große Löwentinsee wurde überquert, dann wurden die Ufer enger, wir fuhren in den lang gestreckten, aber schmalen Jagodnersee ein, sahen viele Enten und Wasservögel und gelangten schließlich durch Kanalstrecken und andere kleinere Seen in das tiefblaue Taltagewässer und nach Nikolaiken. Wieder ein Gang durch die kleine Stadt, durch die Fischerstraße dicht am Wasser gelegen, in der es nach geräucherten Marenen duftete, von denen wir ein Paketchen in die Speisekammer des Vigo mitnahmen. Lange hielten wir uns nicht auf. Unser Ziel war nicht Rudczanny und der Niedersee für diesen Tag, sondern eine Abendfahrt auf dem größten der masurischen Seen, dem Spirdingsee, und danach ein Übernachten auf dem Beldansee unter einem hohen, schützenden Uferberg mit uralten, himmelhohen Kiefern, Fichten und Eichen.

Durch die Anwesenheit von Dr. Tischler spielte auf dieser Fahrt die Vogelwelt eine große Rolle. Wir sahen viel. Besonders hübsch waren die Gänsesägerweibchen, die, gefolgt von einer stattlichen Flotte ihrer Jungen, vor unserm Vigo unter überhängenden Uferzweigen Deckung suchten. Schön waren die Nester der mittleren Säger und diese Vögel selbst auf den beiden Inseln im großen Spirdingsee, dem Fort Lyck und der Teufelsinsel, und ein großartigen Anblick, ein gewaltiger alter Seeadler, der mit einer Schellente in den Fängen niedrig über uns hinweg zu seinem Horstbaum im jenseitigen bewaldeten Ufer strich. — Friedvoll und mitten in unberührter Natur verlief die Nacht auf dem Vigo im Beldansee. Ich schlief auf dem Deck. Nur das leise Rauschen der alten Bäume über uns und hin und wieder ein ferner Vogelschrei waren die einzigen Geräusche.

Der nächste Tag galt dem Lucknainersee. Er hängt mit dem Spirdingsee zusammen und war einer der besten Schwanenseen Ostpreußens. Wir waren bei unserer eingehenden Besichtigung von vorher bestellten Fischerbooten aus enttäuscht. Der Nordenburger See war ein besserer Schwanensee. Wohl zählten wir etwa 35 Brutpaare und zweihundert ein- bis dreijährige noch nicht brütende Jungschwäne. Aber sie alle waren scheu und verängstigt. Kein Schwan ließ uns auch nur auf 100 m Entfernung heran. Ich fand ein Schwanennest mit 12 eben geschlüpften Jungen. Aber auch verlassene Schwanennester mit kalt gewordenen Eiern oder eingestorbenen Jungen.

Die beiden nächsten Tage galten der Kruttinna und den ganz besonderen Schönheiten des Niedersees bei Rudczanny. Die letzteren kamen bei dieser Fahrt aber zu kurz. Der Grund dafür war Zeitmangel. Die vielen Schönheiten Masurens, seiner Wälder, seiner Seen, oft dicht bis an das Wasser bewaldet, oft ganz frei daliegend wie blaue Spiegel inmitten grüner Wiesen und Felder



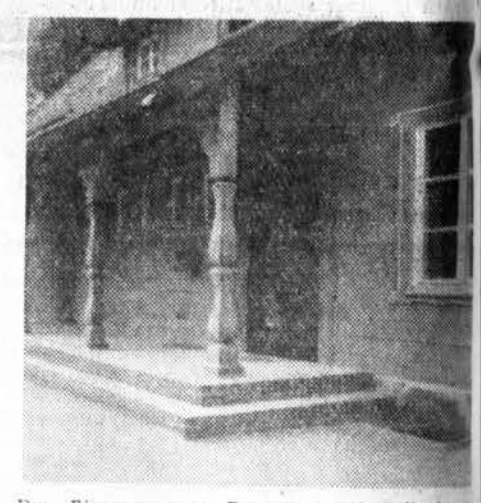
Masuren, wie es unvergeßlich in unserer Erinnerung lebt mit seinen ernsten dunklen Wäldern, dem Gold seiner weiten Getreidefelder und seinen zahllosen Seen. Die Aufnahme zeigt einen Blick auf den Muckersee.

oder etwas später im Jahr in den goldenen Farben reifender Getreideflächen.

Die klare, schnellfließende Kruttinna hielt uns diesmal besonders lange fest, der Muckersee, in den sie mündet, und nicht zuletzt das Kurhaus Grunwald mit seinem Inhaber, Herrn Werner Grunwald. Bei jener Fahrt stand es noch nicht in seiner neuen Ausführung. die 1938 aus Holz erbaut, mit alten masurischen Barockmotiven ausgemalt von Herrn Melzer, dem bekannten Kirchenmaler, inmitten alter Erlen und Weiden mit einer hochgelegenen Veranda über dem Kruttinnafluß. Bis kurz vor dem bitteren Ende hat uns Kruttinnen immer wieder zu sich hingezogen, und in der Erinnerung blieb dieses neue Haus, das sich so gut der masurischen Eigenart und Einfachheit anpaßte und in seinem Inneren doch alle Bequemlichkeiten bot. Nicht zu vergessen die Spezialität „Aal in Gelee", die ganz besonderen „Windbeutel mit Sahne", dazu die den Räumen Stimmung verleihenden frohen Gäste von der „grünen Farbe", Jäger und Förster.

Sich von der Kruttinna nach jedem solchen Besuch wieder trennen zu müssen, war schwer. Das kristallklare Wasser, das schnellströmend dahin floß, die langen grünen in ihm wehenden Krautfahnen, die an ruhigeren Strecken mit Kalmus und Rohr bewachsenen Ufer, die wie blaue Edelsteine leuchtenden Eisvögel, denen es Freude bereitete, vor unserm Boot aufzufliegen, sich weiter voraus wieder zu setzen und dieses Spiel zu wiederholen, dann aber vor allem die alten Bäume, deren Kronen sich so über dem Fluß schlossen, daß man dahinfuhr wie in einem hohen, grünen Dom, das alles wieder zu verlassen, wollte keinem in den Sinn, dem diese Schönheiten aufgegangen waren. Es gab viele Menschen, die dieses zauberhafte, weltentlegene Fleckchen liebten, und fast alle gehörten sie zu den sogenannten Stillen im Lande.

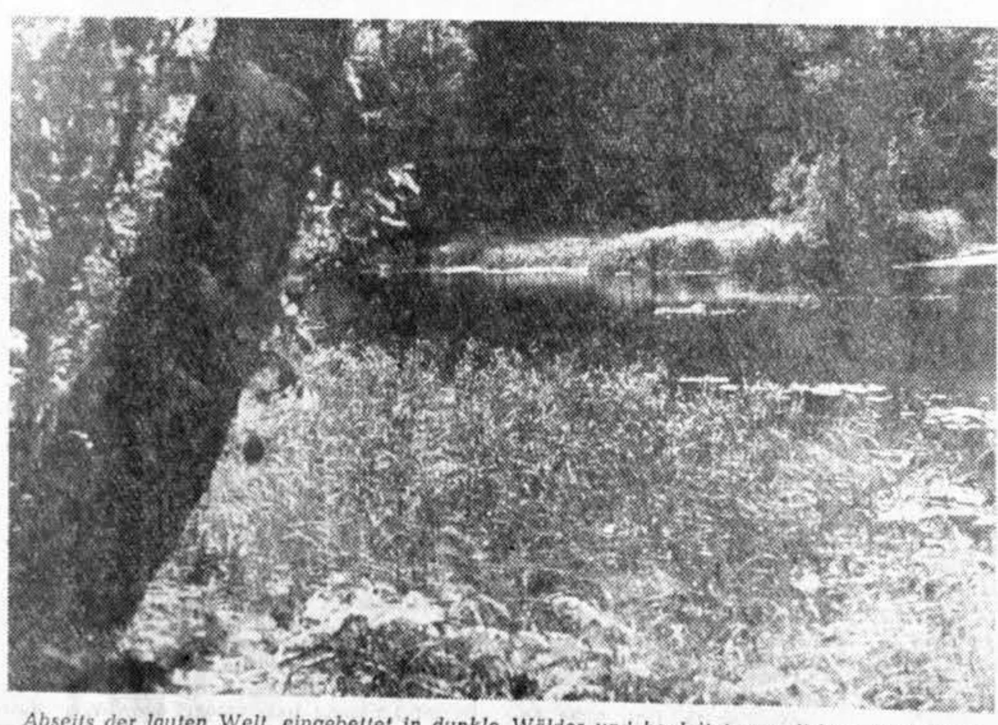
Eine zufällige Begegnung in zwei sich kreuzenden stromauf und stromab fahrenden Booten mit einem alten, über zwölf Jahre nicht mehr gesehenen Kriegskameraden aus dem Kriege 14/18, konnte nirgends



Der Eingang zum Restaurant des Kurhauses Grunwald in Cruttinnen.

so schön und stimmungsvoll sein wie auf diesem schnellen Fluß inmitten der ruhenden, weiten Wälder Masurens. Weil dieser Kriegskamerad, Oberlandjägermeister Sekowski, acht Jahre älter als ich, heute noch hier in Westdeutschland lebt, in Gollan (Kreis Lychow), grüße ich ihn mit diesen Zeilen u. denke an die gemeinsamen Erlebnisse vergangener Kriegsjahre in Russisch-Litauen zwischen Kowno, Wilna und Dünaburg.

Die Erinnerung ist etwas Schönes und bleibt es, solange unsere Gedanken klar sind und wir trotz allem auch die Schönheiten der Gegenwart noch herauszufinden vermögen, sei es auch unter ganz anderen, vielleicht sehr viel kleineren Verhältnissen auf einem anderen Erdenstück. Das stärkste für mich sind aber immer die Erscheinungen in der Natur des Nordes und Ostens geblieben: der würzige, frische Duft der heimatlichen Luft, der schon spürbar wurde, wenn man, vom Westen kommend, die D-Zugfenster in der Nähe des frischen Haffes öffnete, die hellblauen Himmel mit den weißen, segelnden Wolken, oft jeden Tag wochenlang, das weiße, helle Sonnenlicht auf dem grünen Waldboden alter Mischwälder und die um diese Jahreszeit beginnende Klarheit der Luft bis in die weiteste Ferne, sei es, daß man sie von den Hügeln Masurens sah oder von dem baltischen Höhenzug zwischen Angerburg und Guja auf die Goldaper Berge oder von den hohen Wanderdünen der kurischen Nehrung in Richtung Sarkau oder Schwarzort, Ostsee oder Haff.



Abseits der lauten Welt, eingebettet in dunkle Wälder und begleitet von dichten Schilfufern, gleicht die Kruttinna einem tropischen Urwaldfluß. Ein Paradies der Ruhe, in dem man unser lautes Jahrhundert vergessen konnte.

Königsberger Neue Zeitung

EINZIGE HEIMATZEITUNG ALLER KÖNIGSBERGER

Nummer 7 — Ausgabe B der Ostpreußen-Warte — Juli 1959

Notgeld erzählt Geschichte

Dokumente deutscher Selbstbehauptung

Eine kleine Betrachtung zur Volksabstimmung am 11. Juli 1920 in Ost- und Westpreußen

Wer erinnert sich heute noch an die Notzeit vor vierzig Jahren, als nach dem unglücklichen Ausgang des ersten Weltkrieges Wirtschaft und Verkehr darniederlagen, Entbehrungen und Hunger das deutsche Volk zermürbten? Es war damals nur noch eine Frage der Zeit, wann auch die Währung zusammenbrechen würde. Zudem standen die Volksabstimmungen in den festgelegten Abstimmungszonen (West- und Ostpreußen, Memelland, Oberschlesien und Nord-Schleswig) bevor, die unter Kontrolle neutraler Kommissionen durchgeführt werden sollten. Rufen wir uns noch einmal die damalige Lage in Erinnerung.

Die örtlichen Geldinstitute waren infolge der Lahmlegung von Post und Eisenbahn von den Zentralbanken in den Landeshauptstädten abgeschnitten und verfügten daher nicht über die notwendigen Zahlungsmittel, um den Bedarf in der Gemeinde zu decken. Andererseits war es ein Gebot der Stunde, alles zu tun, um die öffentliche Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten und zum mindesten kleinere Geldscheine zur Auszahlung der Löhne, Gehälter und Unterstützungen bereitzuhalten. Der Geldverkehr mußte im Gange bleiben, wenn die Bevölkerung nicht noch in eine finanzielle Unruhe getrieben werden sollte.

Um dieser Not zu steuern, wurden bereits in den ersten Tagen nach dem 9. November 1918 von einer Anzahl von Stadtverwaltungen sogenannte Platzanweisungen in verschiedenen Werten in den Verkehr gebracht. Die Stadt Marienburg gab bereits als eine der ersten Städte des Ostens Notgeld in Scheinen von 10 Mark heraus. Übrigens hat die Stadt Marienburg den Ruhm, schon im Kriege, nämlich am 24. Januar 1917, Platzanweisungen über 50 Pfennig herausgegeben zu haben.

In der Folge machten dann die Städte aus der Not eine Tugend, nachdem sie erkannten, daß sich die Gemeindesäckel füllten (aus den Überschüssen der nicht eingelösten Scheine), die vielfach bei Sammlern und auch im Ausland verblieben. Dokumente aus der Geschichte oder Darstellungen aus dem Sagenschatz der Heimat zierten u. a. diese Scheine. Und was lag näher, als die siegreiche Volksabstimmung am 11. Juli 1920, den Tag des gewaltigen Bekenntnisses zu Deutschland, bei der Ausgabe der Scheine zu dokumentieren? Diese historische Begebenheit haben fast alle Städte in Ost- und Westpreußen auf ihren Stadtgeldscheinen verewigt.

Die Stadt B i a l l a verkündete mit Stolz:

„Bialla eine deutsche Stadt,
die keinen einz'gen Polen hat."

Und die Hauptstadt Masurens, Lyck, hielt fest:

„Zur Erinnerung an den 11. Juli 1920, an dem in der Stadt Lyck
8339 für Deutschland stimmten und
nur sieben für Polen."

Besonders eindrucksvoll hat auch die Stadt Marienburg ihr Stadtgeld geschmückt mit der Marienburg, Ordensrittern und Sinnsprüchen des deutsechn Historikers v. Treitschke:

„Westpreußen ist unser nach jedem heiligsten Recht: denn was dort gedeiht, von Recht und Wohlstand, von Bildung und guter Menschensitte, ist deutscher Hände Werk."

Historische Erinnerungen werden wach beim Betrachten dieser kleinen bunten Papiere. In jener Zeit wurde das Recht auf Selbstbestimmung noch gewährt.

Bei zahlreichen Lesern werden die hier veröffentlichten Wiedergaben einiger Notgeldscheine schmerzliche, aber auch stolze Erinnerungen auslösen, und der Jugend mögen sie ein Stück Heimatgeschichte vermitteln.

R. Streit



Ostpreußisches Notgeld

Unsere Abbildungen zeigen den 25-Pfennig-Stadtgeldschein von Bialla (oben rechts) und je einen 10-Pfennig-Schein (nebenstehend) u. einen 1-Mark-Schein (unten) von Marienburg, die in der Notzeit des Jahres 1920 herausgegeben wurden. Die Notgeldscheine sind kleine Dokumente unseres Rechtes auf die Heimat; sie zeigen, daß sich die Abstimmungsgebiete Ost- und Westpreußens 1920 fast 100prozentig zu Deutschland bekannten.

Stammbuchverse aus dem „Blutgericht"

Aus den zahlreichen Eintragungen prominenter Persönlichkeiten, die das Stammbuch des weltberühmten Königsberger Kellerlokals „Blutgericht" barg, greifen wir einige heraus.

Da finden wir den einstigen deutschen Außenminister Gustav Stresemann (27. 11. 1924), der sich mit folgendem Goethevers verewigte:

Trunken müssen wir alle sein,
Jugend ist Trunkenheit ohne Wein.
Trinkt sich das Alter wieder zur Jugend,
so ist das wundersame Tugend.

Auch der ostpreußische Dichter Fritz Skowronnek (3. 7. 1920) hielt es mit Goethe:

Allzeit fröhlich ist gefährlich,
allzeit traurig ist beschwerlich,
allzeit glücklich ist betrüblich,
eins ums andre ist vergnüglich.

Unverzagt, wie wir ihn heute noch kennen, schrieb Graf Luckner am 19. 10. 1922:

Kiekt in de Sünn
und nicht in das olle Muslock,
wo das so duster ist —
uns deutsche Eichbaum steht noch.

Der ostpreußische Schriftsteller Robert Jordan trägt sich am 19. 2. 1903 mit den folgenden Versen ein:

In unserm lieben Blutgericht —
hei, wie die Pfropfen knallen! —
ist mancher, ob er wollt, ob nicht
die Treppe hinauf gefallen.
Das können schon kleine Kinder,
herunterfallen ist nicht schwer,
jedoch hinauf! das ist schon mehr —
ein Kunststück für zechende Sünder.

Und Ernst von Wolzogen:

Versagt ist mir der Ruhm des Zechers,
denn ich bin kein Athlet des Bechers,
nie bin ich untern Tisch gesunken,
nie war ich richtig noch betrunken.
Allein an guten alten Flaschen
andächtig mit Verständnis naschen,
bis der befreiten Seele Schwung
sich steigert zur Begeisterung,
in dämmrig trauten Kellerecken
der Herzen Tiefstes zu entdecken
und in solch wohligem Erschließen
die Poesie des Weins genießen,
wie nur der deutsche Biedermann —
ja, das gelingt mir dann und wann.
Hab solche frohen Feierstunden
auch hier im „Blutgericht" gefunden.
Hier, wo's von rauchgeschwärzten Mauern
herabweht voll Erinnerungsschauern.
Es freut sich heut Mann, Weib und Kind,
daß statt des Blutes nur Rotwein rinnt,
kein Ketzerrichter Ränke spinnt
und — Jungfrau'n nicht mehr eisern sind.

Ja, unser liebes altes „Blutgericht"! Liest man diese Verse, wird einem weh ums Herz.

Napoleon in Königsberg

Ein buntbewegtes Bild war es, das Königsberg im Juni 1812 darbot. Die Stadt wimmelte von Soldaten der verschiedensten Nationen, die alle nach Osten weitermarschierten: die „Große Armee" Napoleons hatte sich in Bewegung gesetzt zu dem großen Heerzuge gegen Rußland, der in Eis und Schnee ein so jämmerliches Ende finden sollte.

Nun hieß es, der Kaiser werde selber kommen und sich einige Tage in Königsberg aufhalten. Eine Schar von Quartiermachern ging ihm und seinem Hauptquartier voraus. Zunächst wurde das Schloß mit Beschlag belegt, die Provinzial-Regierung mußte Hals über Kopf ausziehen mit allen ihren Kassen und Registraturen. Da der Juni aber außergewöhnlich warm war, so beschlagnahmten die Franzosen auch das Landhaus des Konsistorialrats Busolt auf den Hufen, uns allen noch bekannt als „Luisenwahl". Dort hatte vor einigen Jahren das preußische Königspaar im Sommer gewohnt. Im Schatten alter Linden war das mitten im Grünen gelegene Haus ein hübscher Sommersitz.

Am Freitag, dem 12. Juni, traf am Abend der Kaiser über Elbing kommend in Königsberg ein. Er schien sich etwas zu wundern: ein paar Tage vorher war er in Dresden und Posen mit Jubel begrüßt worden, aber hier in der preußischen Haupt- und Residenzstadt nahm die Bevölkerung wie auf Verabredung ziemlich wenig Notiz von ihm. Und zur Ehre der Königsberger mag gesagt sein, daß sich ihre Haltung auch während des ganzen Aufenthaltes des Kaisers nicht änderte. Man dachte gut-preußisch und konnte 1806/7 nicht so leicht vergessen.

Napoleon begab sich sofort nach den Hufen. Er glaubte dort wenigstens ein kleines „Schlößchen vorzufinden, da ja dort auch die preußische Königsfamilie gewohnt hatte. Statt dessen erblickte er ein einstöckiges bürgerliches Landhaus mit nur wenigen Räumen. Es war nichts für ihn, denn er war gewohnt, zu jeder Zeit mit seinem großen Stabe zusammenzuarbeiten. Man mag gegen Napoleon sagen, was man will, einen ungewöhnlichen Arbeitseifer wird man ihm nicht absprechen können. Zu einer ländlichen Erholung hatte er jetzt vor dem Feldzuge weniger Zeit als je, und so befahl er, nach dem Schloß zu fahren, wo er um 22 Uhr eintraf. Es mag schon wahr sein, daß sein steter Begleiter, der Leibmameluck Rustan, enttäuscht und an andere Quartiere gewöhnt, mit Kreide an die Tür des Landhauses schrieb: „Quel misérable château!" (Welch ein erbärmliches Schloß!) — An allen Schloßeingängen hielten nun zwei Grenadiere zu Pferde mit gezogenem Säbel Wache.

Ein späterer Königsberger Polizeipräsident, der ehemalige Polizeirat Schmidt, hatte öfter mit dem Hauptquartier im Schloß dienstlich zu tun. Ihm verdanken wir recht interessante Einblicke in das Leben und Treiben jener Tage. So konnte er zum Beispiel einmal den großen Stab des Kaisers bei seiner Tätigkeit beobachten. In einem sehr großen Saal des Schlosses — vielleicht war es der Moskowiter-Saal — schrieben und zeichneten an vielen Tischen Offiziere. Der Chef des Generalstabs, General Berthier, ging von Tisch zu Tisch. In der Mitte des Saales stand Napoleon im grünen Rock, den kleinen Zweispitz auf dem Kopf, die Arme verschränkt, genau so, wie er auf vielen Bildern zu sehen war.

Recht eigenartig spielte sich das Mittagessen dieser Masse von Offizieren ab. Da alles zur gleichen Zeit aß und nicht genug Stühle vorhanden waren, so nahm man stehend Essen und Getränke zu sich. „Hungrig wie die Wölfe", berichtet Schmidt, stürzte man im wilden Gedränge auf die angerichtete Tafel; um Zeit zu sparen, wurden alle Gänge auf einmal hereingebracht. Volle Bewunderung aber mußte der brave Königsberger den französischen Köchen zollen. Das übliche Rindfleisch wurde auf mindestens zehn verschiedene Arten zubereitet serviert, so daß man kaum glauben konnte, daß alle diese köstlichen Speisen von e i n e m Tiere stammten.

An allen den Tagen zog Regiment auf Regiment den Schloßberg hinauf und dann weiter durch das „Gumbinnensche Tor" (= Sackheimer Tor) in die Gegend von Insterburg. Der Kaiser stand oft am Fenster, hinter ihm Rustan mit dem bereitgehaltenen Lorgnon. Aber merkwürdigerweise erscholl fast nie das übliche „Vive l'Empereur!" (Es lebe der Kaiser!). Still und stumm zog die Truppe vorbei, als ahnte sie ihr Schicksal.

Täglich ritt der Kaiser mit großem Gefolge aus, ein preußischer Gendarm ritt voraus als Wegweiser. Er ließ sich in der Vorstadt die Stätten des Riesenbrandes von 1811 zeigen, er besichtigte die auf seine Forderung hin erbauten kleinen Backhäuser vor dem Friedländer Tor, von denen einige wohl noch bis 1945 standen, auf dem Dessauer Platz hielt er „am Lauther Wäldchen" am 14. Juni eine große Parade ab; kleinere Paraden fanden auf dem abgesperrten Schloßhof statt.

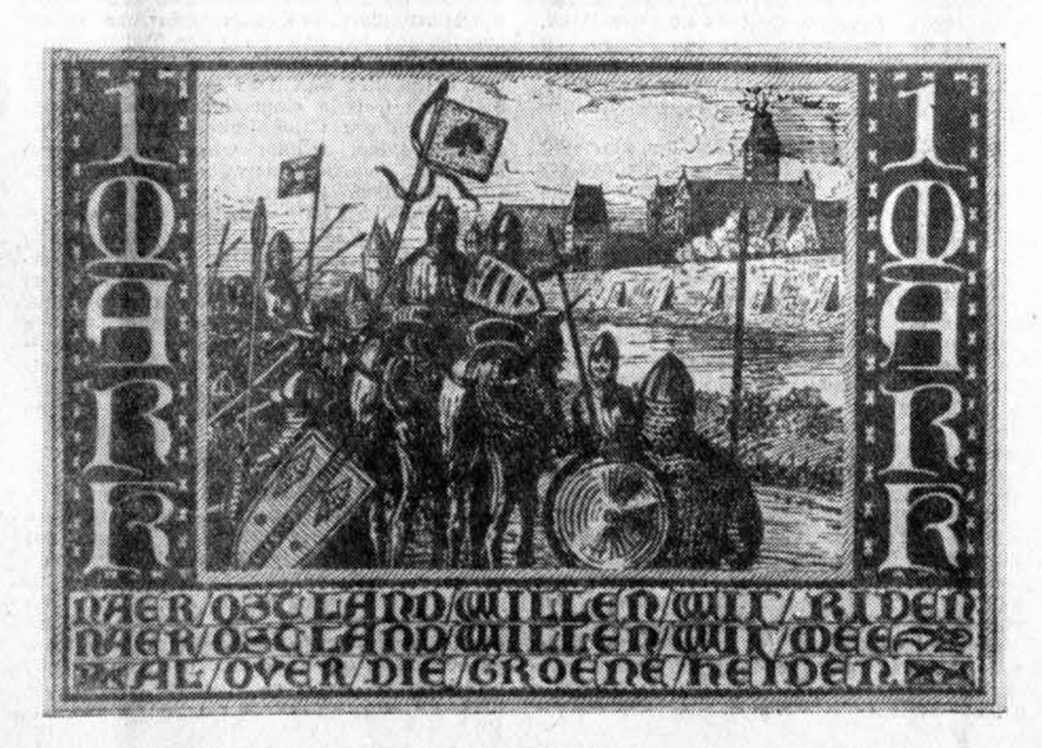
Bei einem dieser Ausritte sprach er einen alten Militär-Invaliden an, der noch in friderizianischer Uniform mit langem Zopf einherging. Der alte Soldat ließ sich nicht einschüchtern, er antwortete recht ungeschminkt und freimütig. Nichtsdestoweniger ließ ihm Napoleon ein Goldstück überreichen.

Weniger harmlos, sogar sehr tragisch für die Beteiligten, war eine andere Begegnung auf einem Spazierritt. Der Kaiser sah auf dem Paradeplatz am 14. Juni die für die Festung Graudenz bestimmte 5. und 7. Fuß-Artillerie-Kompanie bei einem Appell. Sofort bestimmte er, die beiden, in keiner Weise für einen Feldzug ausgestatteten Kompanien hätten am nächsten Morgen um sechs Uhr marschfertig zu sein und sich der Garde-Artillerie anzuschließen. Obwohl dies ein krasser Rechtsbruch und ein offener Verstoß gegen den mit Preußen abgeschlossenen Militär-Vertrag war, mußten die beiden, teilweise in Drillich gekleideten unglücklichen Kompanien mit ins Feld. Sie waren gänzlich unnötig, denn sie wurden während des ganzen Krieges nicht als Artilleristen, sondern nur aushilfsweise als Trainsoldaten verwendet. Von diesen 200 Mann kehrten nur etwa 30 aus der russischen Katastrophe in ihre Heimat zurück.

Für diese beiden Kompanien mußte Schmidt, begleitet und bewacht von zwei französischen Offizieren, noch in der Nacht die notwendigsten Pferde und Fahrer, die sogenannten „Artillerieknechte", besorgen. Napoleon war wie versessen auf diese Artilleristen, die ja gar keine Geschütze besaßen, und hatte persönliche „Vollzugsmeldung" verlangt. Gegen vier Uhr morgens konnte Schmidt dem Kaiser Meldung erstatten. Napoleon hatte bis nach Mitternacht gearbeitet, Tische und Stühle waren bedeckt mit Papieren und Karten, die Kerzen in den großen Leuchtern waren ganz heruntergebrannt. Der Kaiser hatte sich gar nicht ausgezogen, er lag in seinem grünen Rock, mit kostbaren Decken zugedeckt, auf einem Ruhebett. Er fragte kurz, ob alles in Ordnung ausgeführt sei, sagte dann gähnend „Eh bien" (nun gut), und Schmidt war entlassen. Dieses „eh bien" besiegelte das Schicksal von 200 Mann, die gegen den Willen und ohne Wissen ihres Königs nutzlos in einen Krieg gejagt wurden. Aber Napoleon war damals eben noch allmächtig.

Am 15. Juni fuhr er nach Wehlau weiter.

Dr. Walther Grosse



Robert Kurpiun / Ein schlesischer Dichter aus Ostpreußen

Am 13. April wäre der 1943 verstorbene Dichter Robert Kurpiun 90 Jahre alt geworden. Auf seinem Ruhesitz „Haus Abendsonne" in Jannowitz am Fuße des Riesengebirges beschloß er sein Leben, dessen Hauptteil dem oberschlesischen Grenzland gehörte. Mit ihm ging ein bekannter Vertreter ostdeutschen Grenzlandschrifttums dahin, der zu jener Generation um die Jahrhundertwende gehörte, die das Wort „Heimatkunst" mit neuem Leben erfüllt hat.

Darüber hinaus war Robert Kurpiun einer der ersten, die den sozialen und volkstumsmäßigen Problemen des oberschlesischen Grenzlandes aufgeschlossen gegenübertraten und im Sinne der kulturhistorischen Publizistik eines Gustav Freytag in unermüdlicher Kleinarbeit für das Verständnis des ostdeutschen Grenzvolkes und -raumes warben und dabei ein reiches, volkstümliches Werk schufen.

Befähigt dazu war Kurpiun auf doppelte Weise: einmal durch seine Herkunft als ostpreußischer Bauernsohn, zum anderen als Pädagoge, der als Bergschullehrer in Tarnowitz und später in Peiskretscham Tausende oberschlesischer Bergknappen rund ein halbes Jahrhundert nicht nur beruflich ausbildete, sondern auch mit glühender Liebe zu Volk und Heimat erfüllte. Auch an dem Aufbau des bergmännischen Berufsschulwesens ist er maßgeblich beteiligt gewesen. Sein Lesebuch für junge Berg- und Hüttenleute „Feierschicht" war nicht nur ein Unterrichtsleitfaden, sondern ein richtiges Volks- und Heimatbuch, das zum Bücherschatz gehörte und oft nicht weniger zerlesen war als die alte Heiligenlegende — ja, dieses für die Bergschüler geschaffene Handbuch kann füglich als das erste Heimatbuch des oberschlesischen Industriebezirks bezeichnet werden.

Geboren am 13. April 1869 zu Gandrinnen im Kreise Insterburg kam Kurpiun im Jahre 1893 in das Oberschlesien vor der Jahrhundertwende, das in der rasanten Entwicklung der Gründerzeit begriffen war. Welcher Unterschied zu der stillen Einsamkeit der masurischen Seen und Wälder, woher der junge Lehrer kam, mitten hinein in den gewaltigen Schmelztigel des oberschlesischen Industriegebiets, in das Gedröhn der Gruben, Hütten und Hochöfen, der stündlich wachsenden Arbeiterstädte.

Über seine Herkunft schrieb Kurpiun einmal: „Mein Name entstammt einer Familie des aus der Geschichte verschwundenen altpreußischen Volksstammes. Meine beiden Großmütter waren unvermischte Abkömmlinge jener Salzburger, die vor 200 Jahren um des Glaubens willen ihre Heimat verließen und in Ostpreußen eine neue fanden."

Kurpiun, dessen Name so gar nicht landläufig in seiner neuen Heimat war und den Oberschlesiern doch irgendwie verwandt klang, wurde Oberschlesier mit Leib und Seele. Nicht von heut auf morgen — in jahrelangem, zähem Wachstum ist Robert Kurpiun erst zu dem oberschlesischen Volksschriftsteller geworden, der er zu guter Letzt gewesen ist.

In seinen Novellen „Bunt Volk" setzte er die Linie fort, die Max Waldau (Spiller von Hauenschild) und Friedrich von Sallet als Sozialschriftsteller begonnen hatten. Sein erster Roman „Der Mutter Blut" (1909) nimmt über die landläufige Heimatkunst hinaus bewußt zum Grenzlandproblem Stellung und mit seinem wohl am bekanntesten gewordenen Roman „Das schwarze Weib", der das Schicksal des oberschlesischen Zinkkönigs Godulla behandelt, greift er ähnlich wie seine Zeitgenossin Valeska von Bethusy-Huc hinein in das farbenfüllige Volksleben an der Grenze. So bedeutet Robert Kurpiuns Schaffen ein wesentliches Stück literarisch-geistiger Entwicklungsgeschichte im deutschen Osten.

Der Name Kurpiun ist vor allem mit dem Ringen um den geistigen Sieg in der oberschlesischen Volksabstimmung 1921 verbunden gewesen — seine Verbundenheit mit dem schaffenden Volke stellte er in den Tageskampf:

Aus Flammen und Bergestiefen
empor quillt unser Lied;
auch uns, fern an den Quellen,
des Stromes Leuchten glüht. Laßt
uns nicht sinken und fallen,
ihr Brüder in Nord und West!
Wir standen in schlimmen Tagen
zu euch, in Treue fest.

Im innersten liebte er — ein homo religiosus — die Kraft der Stille; er war ein mehr als gütiges Herz, wie sein „Gebet um mehr Frieden" (1915) kündet:

„Herr, laß nach dieser Zeiten wildem Graus
Den Frieden aus den Gräbern auferstehen."

Alfons Hayduk



TAMARA EHLERT

Die Dünenhexe

Erzählungen aus Ostpreußen
56 S., engl. brosch. DM 2,20

„Sie ist Ostpreußin, und alles an ihr und in ihren Erzählungen ist ostpreußisch. Ungeheuer lebendig bei letzter Knappheit: solche Gestaltungskraft ist erstaunlich ... Die Gestaltungskraft wie der menschliche Ton lassen uns so staunen wie sie uns beglücken." Dr. Josef Mühlberger

Zu beziehen durch

Heimatbuchdienst

Johannes Guttenberger
Braunschweig, Donnerburgweg 50

Franz Erdmann

Buchen

Aus dem Zyklus „Bäume der Heimat"

In Deutschlands weiten, tiefen Buchenwäldern
ist es so kirchenstill. Nur hin und wieder
der Kuckuck ruft von einem grünen Wipfel,
und Sonnenkringel zittern hell im Moos.
Auf kerzengraden, silbergrauen Stämmen,
mit glatter Rinde, wie poliert, gleich Säulen,
die eines Domes stolzes Maßwerk tragen,
erscheint mitunter wie ein Zauberspuk
an überwalltem Ast ein schwarzer Bogen,
„Chinesenbart" — nach unten ausgezogen,
lang und dünn und seltsam maskenstarr.
Und plötzlich steht man stumm vor einem Riesen
von Buchenstamm mit rauher, borkiger Rinde,
die sich in kleinen Schuppen löst, abblätternd
unten überm knorring wulst'gen Fuß,
ehrwürdig Zeichen seines hohen Alters,
und blickt zu seinem breiten Wipfel auf,
der über alle andern hoch sich reckt,
Jahrhunderte durch Waldeseinsamkeit.
Da steht der graue Recke, altersmüd,
um ihn geschart der jungen Stämme Heer,
die Kronen hoch wie grüne Schilde haltend,
dicht bei dicht, als wollten sie im Trotz
bei Blitz und Donner in die Schilde rufen
ihr Kampfgeschrei, der Buchen Barditus,
in Sturmesnächten, wenn die Wipfel rauschen.
Dort aber, wo das silbergraue Heer
der Stämme aus luft'ger Höh zum Tale schreitet,
blitzt glänzend hell im Sonnenschein es auf
von Myriaden kupferroter Blätter,
Blutbuchenlaub, das in das Grün sich mischt.
Sie strahlen wunderbares Leuchten aus,
wenn ihre schwellend vollen Knospen springen,
und jede, scheint es, liegt auf goldnem Grund.
Behütend bergen sie des Wachstums Reife
und streuen blinkend braune Früchte aus,
scharfkantige Kapseln mit den süßen Kernen.
Im Herbst erschallt der Wald von vielen Stimmen,
Bucheckersammler sind's, die weither kommen
mit Körben, Taschen und nun Lese halten
von Baum zu Baum, verschwenderisch beschenkt.
Die jungen Mädchen aber suchen heimlich
am glatten Stamm das eingeschnitzte Herz
mit ihrem und des Liebsten Namenszug
und träumen von dem schönen Sommertag,
da Hand in Hand sie unterm Baume saßen.

Zisterziensermönche gründeten Oliva

Mehr als sieben Jahrhunderte sind bereits ins Land gegangen, seit die ersten deutschen Menschen in das Weichselgebiet gezogen sind. Über das Deutschtum in diesem Gebiet entschied eine Unterredung, die anno 1226 zwischen dem deutschen Kaiser Friedrich II. und seinem Freund Hermann von Salza, dem damaligen Hochmeister des Deutschen Ritterordens in Rimini geführt wurde. Das dort ausgearbeitete Programm sah vor, das ganze Land am Weichseldelta binnen kurzer Zeit mit Kirchen, Burgen und Bauernhöfen zu durchsetzen und die Christianisierung und Kolonisierung rasch voran zu treiben.

Aber schon fünfzig Jahre vor ihnen waren Deutsche zu den waldigen Hügeln vorgedrungen. Deutsche Mönche, aus dem Zistersienserkloster Clairvaux hervorgegangen, gründeten 1170 neben der alten Fischersiedlung auf dem Boden Danzigs einen Markt. Ihre Tätigkeit, die sogleich deutsche Bauern nachzog, führte acht Jahre später zur Stiftung eines Klosters. Die lateinisch ausgefertigte Gründungsurkunde mit dem Datum vom 11. März 1178 trägt die Unterschriften des Pormoranenfürsten Sambor, der von der Danziger Burg aus über das schöne Land zwischen Weichsel und Radaune herrschte, und des Abtes Eberhard von Kolbatz bei Stettin. Sie ist die älteste Urkunde aus ostdeutschen Landen überhaupt. Der Seehandel Danzigs empfing von der Tüchtigkeit der Mönche, unter denen sich auch hervorragende Techniker befanden, die ersten Impulse. Sie unterhielten die erste Landungsbrücke bei dem späteren Danziger Koggentor, bis sie von der Hanse abgelöst wurden.

Die altersgraue, schon 1225 errichtete Klosterkirche, hat 700 Jahre Brandschatzungen und Kriege überdauert, auch den letzten noch. Freilich, die gotische Fassade der Zisterzienser ist längst dahin. Zwischen den beiden schlanken Türmen, die dem Mittelschiff vorgebaut sind, hat sich das Barock eingenistet. Aber die ursprünglichen Formen zisterziensischer Gotik, der wundervolle polygonale Chor, die Rundbogenfriese erschließen sich dem Besucher, wenn er vom Mittelpunkt der Kirche aus in das Langschiff und die Seitengänge hineinblickt, und Weihe ist über ihm, wenn er den Blick in den Chor hinaufgibt. Die Ostwand schmückt ein Olivenbaum, in dessen Zweigen die Mutter Gottes thront. Er hat dieser Kulturstätte den Namen gegeben.

In den Seitenschiffen der Basilika liegen die Gebeine Pommereller Herzöge und Äbte, ihr Bild mit Mitra und Krummstab tief in den Stein geschnitten.

Fast genau 600 Jahre, bis 1823, hat es Äbte in Oliva gegeben. Einer der kunstsinnigsten unter ihnen, Rybinski, erbaute 1736 ein Schloß in dem Park, der die alte Kirche umgibt. Dem feingegliederten Bau mit dem festlichen Mitteltrakt und schwingenden Flügeln gab das Rokoko die heiterstrahlenden Züge. In Liedern und Erzählungen des Romantikers Josef Freiherrn von Eichendorff, der etliche Jahre in Danzig als Regierungsrat verbrachte, kehrt die köstliche Freiheit von Kirche, Schloß und Park zu Füßen des Karlsberges wieder. Der Weltreisende Alexander von Humboldt nannte Oliva den drittschönsten Ort der Erde. 1945 sank das verträumte Schloß in Schutt und Asche.

Im Klausurgebäude des Klosters wurde 1660 der denkwürdige Olivaer Friede geschlossen, der den schwedisch-polnischen Krieg beendete. Fast ganz Europa war in diesen Krieg verwickelt. Der nach Frieden lechzende Kontinent gab dem Namen Oliva in der Umstellung auf „Viola" die Deutung des Veilchens, das seinen Duftbalsam über die Kriegswunden haucht. Brandenburgs Kurfürst, Friedrich Wilhelm, erreichte in diesem Frieden die Anerkennung der Souveränität des aus dem geistlichen Ordensstaat hervorgegangenen weltlichen Herzogtums Preußen. Vierzig Jahre später sollte es dem entstehenden brandenburgisch-preußischen Königtum den Namen geben.

Schweizerisches Ost-Institut

Dokumentar-Sammlung ersten Ranges durch Privatinitiative

Was die Initiative und Besessenheit eines einzelnen Mannes vermag, beweist das Werk eines jungen, wenn auch vermögenden Schweizers, das dieser in aller Stille in den vergangenen Jahren aufgebaut hat. Dr. Peter Sager widmete sich dem Aufbau einer umfassenden und heute bereits nahezu einzigartigen Bibliothek sowie Sammlung von Dokumenten über die Probleme des Kommunismus in aller Welt.

Was dieser junge Schweizer an Material in seiner Privatwohnung bisher zusammengetragen hat, erregt den Neid aller Fachleute. Die Bibliothek allein beträgt nunmehr bereits 10 000 Bände, zu denen noch die Zeitschriften- und Zeitungssammlung kommt, die rund 400 Periodica umfaßt, welche Tag für Tag und Woche für Woche die Sammlung beträchtlich vermehren. Aber es ist nicht nur die Leidenschaft, die diesen Sammler das Material allein zusammentragen läßt. Den Wert der Sammlung bestimmt vielmehr die Auswertung des Materials. Mehr als 45 000 Zeitungsausschnitte sowie mehr als 60 000 Mikroaufnahmen aus heute kaum noch greifbaren Werken, die die Entwicklung und das Wesen des Kommunismus betreffen, bereichern diese Privatsammlung beträchtlich.

Doch damit allein ist es noch nicht getan. Dr. Sager unterzog sich außerdem der Mühe — und nur wissenschaftliche Arbeiter wissen diese Arbeit in ihrem vollem Umfang zu schätzen —, Sachregister anzulegen, die es ermöglichen, einschlägige Publikationen ganz bestimmter Sachgebiete und unter ganz bestimmten Gesichtspunkten sofort griffbereit zu haben. Abertausende solcher Karteikarten geben Übersicht über die vorhandenen Dokumentationen und Veröffentlichungen und warten auf die Benutzung durch Politiker, Wissenschaftler und Publizisten, die sich mit dem Kommunismus in der Sowjetunion, den Satelliten oder irgendwo in der Welt auseinanderzusetzen oder zu widmen haben.

In lukrativer Hinsicht wird diese Sammlung, die von Fachleuten als einzigartig im westlichen Europa bezeichnet wird, von ihrem Schöpfer bisher nur auf wirtschaftlichem Gebiete genutzt. Dr. Sager gibt wöchentlich einen Wirtschaftsdienst heraus, der allen einschlägig interessierten Kreisen von erheblichem Nutzen sein dürfte. Dennoch liegt es auf der Hand, daß mit dieser Einnahme das von Tag zu Tag wachsende Werk, welches die Möglichkeiten einer einzelnen Arbeitskraft längst überschritten hat, nicht länger mehr zu finanzieren ist.

Die Bedeutung dieser Dokumentensammlung ist nun auch von der Schweizer Regierung erkannt und anerkannt worden. Die mögliche Abwanderung dieses einzigartigen Archivs soll unter allen Umständen verhindert werden. Der Bundesversammlung, dem schweizerischen Parlament, wurde daher vor Wochen im Rahmen der Nachtragskreditbegehren auch ein Posten in Höhe von 135 000 Schweizerfranken zur Genehmigung vorgelegt, der für die Zuwendung an eine Stiftung „Schweizerische Osteuropa-Bibliothek" bestimmt ist. Davon sind hunderttausend Franken als Teil der Ankaufssumme gedacht, die verbleibenden 35 000 Franken als erster Beitrag für die jährlichen Unterhaltskosten. Auch der Schweizerische Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung will mit einem Betrag von 60 000 Franken sichern, daß diese Sammlung des jungen Schweizers dem Lande erhalten und allen wissenschaftlichen Institutionen in Zukunft zugänglich gemacht werden kann. Bundesrat wie Nationalfonds haben ihre Unterstützung jedoch davon abhängig gemacht, daß auch die Kantone ihrerseits einen finanziellen Beitrag zum Ankauf und zur Erhaltung des „Schweizerischen Ost-Instituts" leisten. Bei der Aufgeschlossenheit der Schweizer für wissenschaftliche Forschung ist zu erwarten, daß das erstaunliche Werk eines einzelnen zu einer Dokumenten-Zentrale werden wird, die allen interessierten Kreisen zur regen Benutzung offenstehen wird.

Hannover erwarb Werke von Käthe Kollwitz

Die Stadt Hannover hat einige wertvolle Arbeiten der Künstlerin Käthe Kollwitz erworben. Es handelt sich um das Bronzerelief „Klage", das Käthe Kollwitz 1938 geschaffen hat. Es stellt einen trauernden Frauenkopf, ein Selbstbildnis der Künstlerin dar und ist entstanden aus der Trauer um den Tod des Bildhauers Ernst Barlach, mit dem Käthe Kollwitz eng befreundet war. Das Relief soll in die Städtische Galerie eingegliedert und im Landesmuseum der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Weiter wurde eine Bronzebüste mit dem Selbstporträt von Käthe Kollwitz erworben. Sie soll ihren Platz in der Käthe-Kollwitz-Schule erhalten, die voraussichtlich im Spätsommer ihrer Bestimmung übergeben werden kann. Zu den Neuerwerbungen gehören ferner einige Graphiken von Käthe Kollwitz, die ebenfalls zum Schmuck der Käthe-Kollwitz-Schule verwandt werden sollen. Im graphischen Kabinett des Kestner-Museums befinden sich seit längerem Graphiken von Käthe Kollwitz; darüber hinaus besitzt die Landesgalerie verschiedene Pastelle der Künstlerin.

Otto Groke 70 Jahre

Am 25. Mai konnte der Königsberger Chorleiter Otto Groke, auf dessen vielseitiges und verdienstvolles Wirken im Dienste der Musik, insbesondere im Dienste des deutschen Liedes, die Ostpreußenwarte bereits vor einiger Zeit hingewiesen hat, in Lemgo/Lippe seinen 70. Geburtstag begehen. Er, der jahrelang in Königsberg einen eigenen Madrigalchor leitete und zum erfolgreichen Einsatz zu bringen wußte, er hat auch, nachdem er die Heimat 1948 verlassen, an seinem neuen Wohnort unermüdlich im Dienste der Musik gewirkt. Gesundheitliche Gründe — Folgen der Königsberger Hungerjahre — zwangen ihn dann zu seinem größten Leidwesen, die Leitung der von ihm zum Teil neu aufgebauten Chöre in Lemgo wieder niederzulegen. Jedoch die vielen Gratulationen von ehemaligen Chormitgliedern, die anerkennenden Hinweise in der örtlichen Presse, und nicht zuletzt das abendliche Ständchen, das dem Geburtstagkind von zweien seiner ehemaligen Chöre gebracht wurde (wobei auch eine Reihe seiner eigenen Kompositionen zum Vortrag kamen) beweisen aufs beste, daß Otto Grokes Wirken im Dienste der Musik unvergessen ist und immer noch weiter wirkt.

Heimatvertriebene Verleger tagten in Lübeck

Der Verband heimatvertriebener Verleger tagte in Lübeck unter Vorsitz seines Präsidenten Albert Smagon (Frankfurt). Mitglieder des Verbandes sind die Herausgeber der 265 Vertriebenenzeitungen und -zeitschriften mit einer Auflage von zwei Millionen Exemplaren, die zu einem Teil auch im Ausland verbreitet werden. Die Verleger wurden im Lübecker Rathaus von Senator Emil Peters empfangen. Sie besichtigten außerdem die Hansestadt und die Zonengrenze.

Tamara Ehlert las in München

Die unseren Lesern gut bekannte junge Königsberger Autorin Tamara Ehlert, deren Erstling „Die Dünenhexe" im Verlag unseres Heimatblattes erschienen ist, las im Juni in München auf Einladung des literarischen Tukankreises im Rahmen eines „Abends junger Autoren". Mit dem ersten Kapitel aus dem in Kürze erscheinenden Roman „Die Holunderstraße", der in das kleinbürgerliche Milieu einer Königsberger Straße führt, fand sie bei ihrem Zuhörerkreis wie auch bei der zahlreich vertretenen Presse herzliche Aufnahme und Anerkennung. Die Süddeutsche Zeitung schrieb: „... ein frisches Erzählertalent, das Menschen wie Atmosphäre der einstigen Heimat sicher in den Griff bekommen hat, nicht ohne mitunter wohltuend ironische Lichter aufzusetzen."

DIE STILLE STUNDE

Unterhaltungsbeilage der Ostpreußen-Warte

Nur ein Stein / Von Margarete Kubelka

Es war in Masuren gewesen. Sie hatten die ganze Nacht getanzt, junges Volk, Studenten und Mädchen, und die Stunde hatte in ihnen geglüht wie der Wein, den sie tranken, und alles war ihnen nähergerückt, Menschen und Dinge, aber der Bann der Schwere war von allem gewichen, so daß sie auf den Fußspitzen tanzten, nur von ihrem Lächeln geführt. Und draußen atmete die östliche Nacht, in die ihr Fest gebettet war wie ein glänzender Kristall auf schwarzem Samt.

Und als das Fest allmählich in den Morgen glitt, da war es ein verwandelter Tag und wollte mit einem Zeichen ihrer erlebniswarmen Jugend begrüßt werden. Da liefen sie alle hinaus, wo das erste Licht sich im Spiegel der Seen badete, und warfen ihr Lachen in den Wind, daß er es aufnehme. Als sie aber begannen, die Dinge brüderlich in ihre Welt mit hinüberzunehmen, sah Brigitte den Stein. Er lag mitten im See, an einer flachen Stelle, und die Sonne malte an ihm ihr erstes morgendliches Bild. Und weil das Zeichen der Beglücktheit, unter dem diese seltene Stunde stand, seinen Zaubermantel auch über die Umwelt geworfen hatte, schimmerte der Stein wie ein seltsamer Fund in der Flut.

„So seht doch den Stein!" rief Brigitte atemlos, und setzte nach einer Weile mit einem kleinen Seufzer hinzu: „Wie schön!"

Da war Herbert schon an ihrer Seite.

„Soll ich ihn dir holen?"

Und ehe sie Zeit zu Überlegung und Antwort fand, war er schon im Wasser und holte ihr, ein Ritter aus Übermut und Sonnenlaune, den Stein. Brigitte nahm ihn an sich als eine Erinnerung an diese Stunde, und dann waren es andere Dinge, Lachen und Lied, die sie fesselten.

Darüber waren Jahre hingegangen und der Kreis dieser Menschen war durch den Krieg und seine Folgen in alle Winde zerstreut. Sie hörten nur mehr selten voneinander, und nur der Zufall schenkte bisweilen noch Gruß und Begegnung. Sie fragten auch kaum noch nach einander, denn ihre Herzen waren ausgefüllt mit den Bildern von Dingen, die es mühsam zu erringen galt, und für die heimliche Sehnsucht der Herzen blieb wenig Zeit.

Aber eines Tages wollte es der Zufall, daß Herbert Keith eben jener Brigitte in einer der übervölkerten und müden Städte des westlichen Deutschlands wiederbegegnete. Sie blieben überrascht stehen und begrüßten einander. Aber es lag die leichte Verlegenheit einer Fremdheit über den beiden, die es verlernt hat, die alten Brücken leicht und mühelos zu beschreiten. Die Welten, in denen sie lebten, berührten sich kaum, und die Welt, aus der sie kamen, war unwiederruflich versunken. Als Herbert dann doch Brigittes Einladung für den Abend annahm, tat er es nur, um einem Gefährten von einst nicht wehezutun, aber er fürchtete sich ein wenig vor der Stille, die sich vor ihnen auftun würde und der man mit leeren Händen nicht begegnen konnte.

Und dann saß er in Brigittens bescheidenem Zimmer vor einer Tasse Tee und quälte sich, mit Bildern aus der Vergangenheit die schmucklose Kühle ihres Heimes zu erwärmen. Da fiel sein Blick auf den Stein. Tatsächlich, es war der Stein, den er ihr damals lachend aus dem Wasser geholt hatte, und er stand da, wohin andere Menschen die Bilder lieber Angehöriger oder sonst eine kleine Kostbarkeit zu stellen pflegen, damit das Zimmer davon seinen Namen trüge.

Der Stein! Der Stein aus Masuren! Eine große Fassungslosigkeit schlug über Herbert zusammen. Hier lag der Stein aus dem Boden seiner Heimat, die ihm fast nurmehr ein Traum war, und zeugte von ihr. Eine tapfere Hand hatte diesen Stein mit hierhergenommen, und er hatte in einem neuen Heim, in einem anderen Land Heimat und Wohnung gefunden. War dies nicht ein tröstliches Zeichen?

Herbert wandte sich Brigitte zu, und es war ihm, als sehe er sie zum erstenmal. Und das Gespräch, das sie bisher mühsam aufgebaut hatten über alle Klippen der Jahre hinweg, wuchs nun aus ihnen wie eine helle Blume.

Als Herbert an diesem Abend nach Hause kam, war ihm, als hätte sein Leben nun die tröstliche Wende genommen.

Er kam nun öfter zu Brigitte, und es war jedesmal wie eine kleine, fromme Pilgerfahrt, an deren Ziel ein kleiner glänzender Stein lag, den einer aus dem Lande seiner Kindheit in die Welt des Neuen hinübergerettet hatte. Wie seltsam! Da saßen sich dann diese beiden Menschen gegenüber und waren einander näher als Freund und Freund, und waren einander näher als Mann und Weib, denn sie hatten ein Ding, das ihnen beiden gemeinsam heilig war.

Und das ist zu allen Zeiten, aber besonders heute, sehr viel. So ist es auch nicht weiter zu verwundern, daß die beiden eines Tages beschlossen, den weiteren Weg gemeinsam zu gehen, es war ja schon lange der gleiche.

Wir haben oft denselben Weg mit einem andern und es bedarf nur eines Zeichens, das uns darauf hinweist, eines Wortes vielleicht, einer Gebärde oder auch nur eines Steins.

TAMARA EHLERT

Mohn

Zwischen schlanken Getreidedamen
im hochgeschlossenen Grannenkleid
gedeiht
blühendes windgewiegtes Feuer,
glühendes kleines Abenteuer —
Mohn mit Namen.
Und die prüden Getreidedamen
rümpfen verächtlich die Nasen,
weil sie so nützlich sind
und der Mohn
nur dazu da ist, um in Vasen
leuchtend herumzustehn
oder bei irgend einem Kind
im Haar
hübsch auszusehn
— um schon
vor Freude über ein Liebespaar
flackernd zu vergehn.



Holzschnitt von Frans Masereel aus „Ulenspiegel" von de Coster

„Blos fer de Auft!"

Von Alfred Krönke

Zwischen dem Bauern Wilhelm Grätsch und seinem Nachbarn Käding bestand eine alte Feindschaft. Niemand wußte zwar zu sagen, womit sie eigentlich begonnen hatte; ob zuerst Grätschens Hund den kleinen Paul Käding gebissen oder ob Käding sich erstmals den Zorn des Grätsch zugezogen hatte, als er auf der Fahrt zum Markt mit seinem klapprigen Einspänner das Grätschsche Rappengespann überholt hatte. In der Folgezeit hatte es noch so vielerlei Reibereien gegeben, die unter Nachbarn unvermeidlich, bei aufkeimender Feindschaft aber nur zu willkommene Gelegenheiten sind, den Haß zu schüren. Da waren die Hühner des einen auf der frischen Saat des anderen gewesen, da hatten sich die Kinder auf dem Schulweg geprügelt, da war dem Grätsch vom Felde eine Egge verschwunden, und seine Frau hatte daraufhin im Dorf so eindeutige versteckte Andeutungen gemacht, daß Käding mit einer Verleumdungsklage drohte. Als dann eine Kuh des Käding sich auf ihrer Weide losgerissen hatte und auf den fetteren Gefilden des Nachbarn graste, hatte Grätsch sie gepfändet und zum Ortsgericht führen lassen, statt sie zurückzujagen, wie es unter guten Nachbarn Brauch ist. Die Buße war erträglich gewesen, aber die Schande, mit seiner Kuh vor dem Ortsgericht gestanden zu haben, nagte sehr an Kädings Seele. Die beiden Nachbarn waren einander spinnefeind geworden. Sie grüßten nicht mehr, sie blickten starr geradeaus, wann immer sie einander begegneten, und die Feindschaft breitete sich auf die beiden Familien und Sippen aus, so daß keiner die übliche nachbarliche Hilfe des anderen erwartet oder angenommen hätte. Nun kam die große Ernte, die Aust, heran. Das Jahr war bisher sehr gut gewesen; der Mai kühl und naß, dann hatte es in weiser Ausgeglichenheit Regen und Sonnenschein gegeben. Nun standen die Felder, daß es eine Pracht war. Das Korn war mannshoch gewachsen und trug dicke, starke Ähren, und auch die Sommerung war so gut gediehen, daß sich niemand im Dorf erinnern konnte, jemals gleiches gesehen zu haben. Jetzt hätte jeder gewünscht, daß die Wettergestaltung weiterhin weise geblieben wäre und es nur noch Sonnenschein gegeben hätte, aber der Sommer war sehr gewitterreich; hier und da lag schon die Sommerung wie angewalzt nach solch einem heftigen Gewitterregen und hob sich nur mühselig; und keiner hatte soviel Glück, sein Korn in die Scheune zu bekommen, ohne daß es in den Garben und Hocken noch ein- oder zweimal naß geworden wäre. Wenn die Sonne es dann wieder getrocknet hatte, gabs keinen Feierabend bis spät in die Nacht hinein und keine Sonntagsruhe. Menschen und Pferde dampften bei der Arbeit, und die Bauern schauten besorgt auf die sich türmenden und heranziehenden Wolken.

Wer da wie der Wilhelm Grätsch mit zwei Gespannen einfahren konnte und dabei im Wechsel einen weiteren Erntewagen zum Abladen in der Scheune stehen hatte, war gut daran; aber Kädings plagten sich schwer mit ihrem einen Pferd und ihrem kleinen Erntewagen, indes das Gewitter drohend heraufzog. Noch einmal naßzuwerden, vertrug das Korn nicht mehr; das mußte austreuen und auskeimen, und die Ernte, die so gut zu werden versprach, wäre verloren gewesen. Da kam der Nachbar Grätsch mit seinem Wagen daher gesprengt, durchfuhr den Grenzgraben und fing an der anderen Seite des Feldes an aufzuladen. Sein Sohn Franz stakte. Bald folgte das zweite Grätschsche Fuhrwerk. Verbissen, als wärs das eigene, schafften sie, und als die ersten Tropfen fielen, hatten sie die beiden großen Erntewagen beladen und jagten damit zu Kädings Hof. Den einen Wagen brachten sie noch unter Dach, für den anderen hatte indessen Kädings Paul eine große Ernteplane herbeigeschafft, das Korn war trocken eingebracht.

Im Hauseingang stand Franz Käding mit seiner Frau, in der Tenne der feindliche Wilhelm Grätsch, von den Seinen umringt und den gröbsten Platzregen abwartend. Jetzt war eine große Versöhnung fällig. Durch den Regen kam mit großen Schritten Franz Käding, von seiner Frau gefolgt. Er wollte dem Wilhelm danken, suchte indes noch nach dem passenden Wort. Doch das wurde ihm jäh von Grätsch abgeschnitten: „Denkst du, dat weer fer di? Dat weer blos fer de Aust! Wat zweschen ons steit, dat blivt staone! Denkst du, öck war mi gegent Brot versündige?!"

Er schwang sich auf eines seiner Pferde und ritt im strömenden Regen nach Haus.

Annemarie in der Au

Abend

Der Tag hat seinen Maskentanz beendet.
Der Vorhang sinkt in dem Theater Welt.
Die Schatten, die den Beifall heut gespendet,
sind hingeschwunden, wie ein Nichts zerfällt.

Sie liegen haltlos hinter den Kulissen,
die Marionetten, die den Tag gefüllt.
Die Fäden sind von einigen gerissen.
Ihr Sehnen hat der Totentanz gestillt.

Was jetzt die Welt durchgeistert sind
Gespenster,
Gedanken, Flüche, Träume, Keuschheit, Gier.
Die Nacht der Wünsche schaut in alle Fenster.
Zieltern ein Notlicht: Himmel über mir.

Besinnlichkeit und Einkehr

Gedanken von Agnes Gruhl
(geb. 25. 2. 1875 in Königsberg)

Es ist gut, wenn der Mensch eine Sehnsucht hat.

*

Im Traumland muß man allein sein. Jeder andere Mensch stört den Zauber der Stunde.

*

Die Einsamkeit schlägt über uns zusammen wie ein weites, stilles Meer.

*

Das, was unser Herz im tiefsten Innern empfindet, sei es Lust, sei es Leid, wir können es niemals und niemandem sagen, weil es für die tiefsten, innerlichsten Gefühle keine Worte gibt.

*

Stimmungen soll man nicht zerflattern lassen; man soll sie durchdenken und im Herzen bergen, damit ihr Segen bleibe.

*

Stimmungen können sein wie ein fruchtbarer Tau, der das Land feuchtet, und dann sind sie die Vermittler des Wachstums und des Lebens.

*

Wo feinhörige Empfindung fehlt, wären Posaunenchöre am wirksamsten.

*

Ich bin sehr gern allein. Dann kann ich alles tun, was ich will, und so, wie ich's will, — tu aber meist nichts davon.

*

Einsame Menschen können die glücklichsten sein. Vereinsamen muß keiner, der es nicht will.

Heinz Gollwitzer

Der Reichsgedanke in der Neuzeit
Tradition und Ideologie

Es ist für den Historiker ein ausgesprochen politischer Auftrag, daß er angesichts der zahlreichen Überlieferungen unterscheiden lernt und lehrt zwischen geschichtsmächtigen, lebenskräftigen Traditionen und solchen, die nur mehr vom historischen Gedächtnis festgehalten werden, zwischen „Nachwirkung" und „Erinnerung" (Rothacker). Und wir müssen hier wieder fragen, wie es mit dem politischen und gesellschaftlichen Wirklichkeitsgehalt der Traditionen steht, ob zwischen diesen Ideen und Ideologien und den Tatsachen geschichtlichen Lebens womöglich eine Kluft besteht. Das sind im einzelnen komplizierte Vorgänge.

Bei dem Thema „Der Reichsgedanke in der Neuzeit — Tradition und Ideologie" möchte ich vor allem zwei Überlegungen im Auge behalten. Einmal den Wandel dieser Überlieferungen: im Laufe der Zeit hat der Inhalt dieser

Diesen interessanten, von Professor Dr. Heinz Gollwitzer im Rahmen des zweiten Barsinghausener Gesprächs, das unter dem Motto „Der Reichsgedanke und die Völker" stand, gehaltenen Vortrag entnehmen wir in einer Kurzfassung dem gleichnamigen Band (Band 2 dieser Reihe), der die Referate, Gespräche und Ergebnisse dieses zweiten Barsinghausener Gesprächs zusammenfaßt (Verlag Gerhard Rautenberg, Leer. 78 S. DM 2,90). Prof. Gollwitzer unternimmt es darin, den Begriff „Reich" und dessen ideologischen Inhalte im Wandel der Jahrhunderte zu beleuchten, um damit gleichzeitig zu ergründen, inwieweit das Reich für uns heute noch staatstragende Idee sein kann. Wir verweisen in diesem Zusammenhange nochmals auf die Broschürenreihe der Barsinghausener Gespräche, in der bisher erschienen sind: „Der geistige und politische Standort der Heimatvertriebenen", „Der Reichsgedanke und die Völker" und „Deutsch-polnische Nachbarschaft als Problem und Aufgabe". Band 4 „Deutsch-russische Nachbarschaft" ist in Vorbereitung und erscheint in Kürze.

gleichbleibenden Begriffe fortwährend gewechselt. Und zweitens wollen wir das Verhältnis zwischen Idee und Ideologie einerseits und den politischen Gegebenheiten andererseits besonders beachten.

Reich und Gottesstaat

Wir fragen uns: welche Reichsvorstellungen waren etwa um 1500, zu Beginn der Neuzeit, gegenwärtig? Die Reichsidee hat bis dahin ja schon eine sehr lange Vorgeschichte. „Reich" ist eine politisch-soziale Gegebenheit, die es auch außerhalb Europas gegeben hat und gibt. Im „Reich" greift ein Kaisertum über Völker und Staaten hinweg, ein „Imperium" (ursprünglich: „Heeresbefehl") ist vorhanden, es geht also nicht immer nur um ideale Ordnung, sondern um Macht und Gewalt. Ein staatliches Kernvolk ist vorhanden, das diese Macht tragen muß. Und diese Reichsordnung hat auch ihre geistigen Seiten. Im mittelalterlichen Reich sind es gleichzeitig antike, christliche aber auch germanische Elemente, die zusammenkommen. Nun aber waren auch im Mittelalter die Vorstellungen vom Reich zu den verschiedenen Zeiten, etwa bei Karl dem Großen, zur Zeit des Investiturstreites, im späten Mittelalter, ganz verschieden. Den mittelalterlichen Reichsgedanken, der so oft beschworen wird, gibt es nicht, sondern es gibt nur eine dynamische Entwicklung, eine Folge von verschiedenen Stadien, eine große Anzahl von verschiedenen Reichsideen: Angleichungen von Reich und Gottesstaat und polemisches Auseinandertreten von sancta eclesia und sacrum imperium, die Kultur- und Bildungskonzeption des Reiches bei Dante, eine internationale Rechtsauffassung des Kaisertums unter dem Juristen Bartolus von Sasso Ferrato oder die den Kaiser als Haupt des Körpers betrachtende Konzeption des Nikolaus von Cues. Eine weitere Einschränkung: selbt in den Blütezeiten hat dieses mittelalterliche Reich im wesentlichen nur den Raum des heutigen Deutschland, Benelux, Schweiz, Österreichs und große Teile Italiens und Burgunds umfaßt, samt einigen Lehnsabhängigkeiten nach Ost und West. England, Frankreich, Spanien und verschiedene der später selbständig gewordenen ost-mitteleuropäischen nicht selten und erst recht der osteuropäischen Nationen waren unabhängig vom Reich, nahmen diese Reichsideologie u. T. gar nicht zur Kenntnis und lehnten sie ab, namentlich soweit es sich um die Deutschen als Reichsträger handelte. Machtrivalitäten gab es in der Politik damals wie je.

Was aber hat unterhalb jener ideologischen Konzeption kleiner geistiger Oberschichten etwa um 1500 die große Masse unter dem Reich sich vorgestellt? Einige Punkte, die gesichert erscheinen: Einmal ist das Reich der Geschichtsraum, in dem sich die damaligen Zeitläufe abspielen; das wichtigste der mittelalterlichen Ordnungsschemata der Universalgeschichte war die Einteilung der Welt in vier Reiche, die aufeinanderfolgen: das babylonisch-assyrische, das medisch-persische, das makedonische und schließlich das römische Reich, das mit dem apokalyptischen Weltuntergang enden würde. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts lebte man in der romano-germanischen Reichsgeschichte. Zweitens ist damals entscheidend auch für das Zusammenleben der Völker das Standes- und Rangdenken. Für das Denken gerade des deutschen Volkes im 17. Jahrhundert war es ein kostbarer Besitz, das Imperium, das Reich zu haben, dessen Kaiser allein der Titel der „Majestät" zukam. Drittens bleibt wichtig die Verchristlichung des Reichsbegriffs im Mittelalter. In den sogen. Reichsheiltümern sind die Reichsinsignien (Krone, Zepter, Schwert usw.) mit bestimmten Reliquien verbunden und verwachsen. Das Reich ist in die Heilsgeschichte hineingebaut. Im Lutherlied: „das Reich muß uns doch bleiben" schwingt beides ineinander. Und viertens ist die Reichsidee im 16. Jahrhundert der ideologische Hintergrund, Rechtsanspruch und moralische Rechtfertigung für die in Wirklichkeit realpolitische kaiserliche Außenpolitik.

Schauen wir nun von diesen ideologischen Perspektiven auf die Wirklichkeit der damaligen Politik, dann sehen wir, auf einem deutschen Reichstag etwa, neben der Prestigeseite der Reichspolitik sehr realistische Erwägungen des politischen Alltags von Dienst, Steuern, Verwaltung, Rechtsprechung usw. Es ist die Klage, daß die immer weniger werdenden Reichsglieder die immer mehr steigenden Reichslasten allein bewältigen müssen. Ferner hat man damals in der Wirklichkeit der Politik schon sehr unterschieden zwischen Reichsbelangen und den Hausmachtbelangen einer Dynastie, z. B. der habsburgischen Familie. Vor allem aber: in diesem Reiche vollzieht sich ein Nationalisierungsprozeß. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts wurde das „Imperium Romanum" zum „Heiligen Römischen Reich deutscher Nation": diese Nation ist der Reichsträger und im Grunde genommen auch der hauptsächlichste Inhalt. Reichspatriotismus und Nationalgefühl nähern sich jetzt beträchtlich.

Nationalstaatliche Entwicklung

Fassen wir nun 17. und 18. Jahrhundert in einem Abschnitt zusammen. Das corpus christianum zerteilt sich in den Gegensatz eines corpus catholicorum und eines corpus evangelicorum. Aber noch wichtiger als diese konfessionelle Zerspaltung war für den Reichszerfall das Anwachsen der territorialen Selbständigkeit. In der nationalstaatlichen Entwicklung lagen Modernität und Fortschritt, und gegenüber solchem Vorsprung Westeuropas blieb das Reich ein rückständiges mittelalterliches Gebilde. Diese Entwicklung wird innerhalb des Reiches nachgeholt durch die territorialen Staaten, an der Spitze Österreich und Preußen. Abgesehen davon, daß die Nichtdeutschen dieses Reiches fast nichts mehr bedeuten, erfolgt hier also eine weitere entschiedene Verengung der Reichswirklichkeit des 18. Jahrhunderts: auf die kleinen Fürsten, Reichsäbte, Reichsritterschaft, Reichsstädte, Reichshofrat und Reichskammergericht. Freilich war die geistige Bedeutung des Reiches immerhin noch größer. Es verkörperte die gute alte Zeit, das Konservative im Gegensatz zur Modernität. In der noch sehr ausgebreiteten Reichspublizistik lesen wir von der 800 Jahre bewährten Harmonie des Reiches. Für das Gleichgewichtsdenken des Rationalismus repräsentierte das Reich bis zu einem gewissen Grade das erstrebte System der Ausgewogenheit, etwa Preußen-Österreich oder Reich-Österreich. Und gerade französische Publizisten hielten das mitteleuropäische Reich für das Vorbild einer europäischen Gleichgewichtsordnung, und in diesem Sinne wiesen damals auch schon Völkerbundsideologen auf das Vorbild des Reiches hin.

In dem nächsten Abschnitt 1806—1866 erlischt die Reichswirklichkeit. Nach der Gründung des Rheinbundes wurde die römische Kaiserkrone 1806 niedergelegt, nachdem schon 1804 Österreich sich zu einem eigenen Kaisertum Österreich erhoben hatte. Auch die jungen Souveränitäten der rheinbündischen Staaten (Bayern, Württemberg, Baden) übernahmen für sich titelmäßig ein Stück Reichsbewußtsein. Im Sinne einer mitteleuropäischen Einigung setzte 1815/16 der Deutsche Bund die Reichstradition fort. Ja, es erfolgt jetzt, stärker denn je zuvor, eine Historisierung und Romantisierung des Reiches (Rückert, Schenkendorf, Hoffmann von Fallersleben). Man hoffte auf eine Renaissance des Reiches. Der Reichsfreiherr vom Stein stellte sich eine mitteleuropäisch-föderative Ordnung vor als Reich in einem Verfassungsentwurf von 1814: Österreich, Preußen und das übrige Deutschland in einem Bund mit einem Kaiser an der Spitze. Mehr nationalstaatlichen Inhalt hatte das Reich bei Ernst Moritz Arndt. In die Reichsauffassung des frühen 19. Jahrhunderts spielt die Erfahrung des napoleonischen Reiches hinein, das sich übrigens bewußt auf Karl den Großen berief und auch einen frankozentrischen europäischen Partiotismus um Napoleon als den neuen europäischen Kaiser erzeugte (Dalberg). Demgegenüber verstärkten sich Bestrebungen, den deutschen Nationalstaat in der Mitte Europas nachzuholen mit dem Namen „Reich". Und für eine spätere Reichsrenaissance gab es eine Art Verpuppung des Reiches in Österreich mit der „Apostolischen Majestät" und den Reichsinsignien zu Wien, in einem Vielvölkerstaat als eine Art Abbild der Reichsordnung weiterexistierend.

Kleindeutsches Reich

Das Bismarcksche Reich von 1870/71 war ein Bundesstaat im kleindeutschen Rahmen unter preußischer Führung. Diesem endlich im Konzert der Mächte entstehenden deutschen Nationalstaat verlieh der Ausdruck „Reich" Farbe und Emotion. Die Symbolik gab freilich ein etwas verstaubter antiquarischer „Germania"-Kult (Niederwalddenkmal, Zentrumszeitung „Germania" in Berlin 1881) und eine Art Kyffhäuser-Mythologie (Denkmal für Wilhelm I.), dazu die historische Imitation der Romantik in der Baukunst (in Metz und Posen usw.). Die wahre Bedeutung der Reichsbezeichnung für diesen Nationalstaat liegt freilich darin, daß er in den internationalen Wettbewerb der säkularen Imperialismen dieser Zeit eintreten mußte — angesichts des starken Potentials an Industrie und Volkskraft war dies wilhelminische Flotten- und Industrie-Kaisertum eine durchaus verständliche und keineswegs aus dem Rahmen fallende Erscheinung. Bemerkenswert ist das Hohenzollernreich als erstes protestantisches Kaisertum der Weltgeschichte.

Auch die Weimarer Republik, obwohl sie sich eigentlich besser „Deutsche Republik" genannt hätte, nennt sich „Deutsches Reich". Ein Beweis, wie stark die Bismarcksche Reichsidee gewesen ist. Selbst auf der Linken hieß der republikanische Schutzbund „Reichsbanner". Und man hoffte nicht nur den territorialen Umfang zu erhalten, sondern auch durch den Anschluß Deutsch-Österreichs noch zu erweitern zu einem gesamtdeutschen Reich in Mitteleuropa. An der Spitze der Republik stand der „Reichspräsident". Als Ausdruck der Zentralisierungstendenzen taucht das Wort „Verreichlichung" auf. Von der Gruppe der sogenannten konservativen Revolution wird dann die Reichsidee gegen die Demokratie ausgespielt. In diesem Reichs-Enthusiasmus kommt der Ausdruck „Drittes Reich" auf, der eine lange Vorgeschichte hat, bis in die altchristliche und die mittelalterliche Zeit zurück (das Reich des Vaters, des Sohnes und das dritte des Heiligen Geistes). Beim Russen Mereschkowsky ist die Rede vom dritten Reich als einer Verbindung von Wissenschaft und Gläubigkeit. Von ihm übernimmt es Moeller von den Bruck und führt es in die politische Ideologie der Zeit ein.

Das „Dritte Reich"

Das Dritte Reich kam, aber doch sehr verschieden von dem, was sich gerade die Denker der konservativen Revolution vorgestellt hatten. Der Ausdruck „Drittes Reich" nahm geradezu einen inflatorischen Aufschwung, zunächst auch in Fortführung der alten Zentralisierungstendenten der Weimarer Republik (Reichtstatthalter in den Ländern). Die ideologische Ausprägung dessen, was man wollte, blieb im Fluß. Unter den verschiedenen einschlägigen Versuchen ist die Schrift des Historikers Karl Richard Ganzer zu nennen: „Das Reich als europäische Ordnungsmacht"; er wollte zeigen, wie eine Reichordnung schon im Mittelalter vorhanden und als Auftrag angelegt war für eine neue Reichsordnung Europas. Der Historiker Westphal bemühte sich, aus Vorgeschichte, Rassenkunde und Geopolitik einen ganz neuen Reichsinhalt zu konstruieren. Christoph Stedings „Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur" sieht im Reich die gesunde starke Mitte und spricht hinsichtlich der Randstaaten, die einst zum Reich gehörten, aber sich vom Reich getrennt hatten, von „Abweichung". In diesem Zusammenhang ist auch auf die „gesamtdeutsche" Historikerschule in Wien hinzuweisen unter Heinrich von Srbik, einem Gelehrten von unbedingter persönlicher Integrität und großen wissenschaftlichen Verdiensten, der zugleich immer versuchte, die politischen Konsequenzen aus dem zu ziehen, was er für historisch richtig hielt, österreichischer Minister, Publizist seiner gesamtdeutschen Idee, und dann, als der Nationalsozialismus vermeintlich eine Chance für diese seine Idee zu bieten schien, das Risiko auf sich nehmend, in des Teufels Küche zu geraten. Es ging darum, die Reichstradition gegen den Nationalismus aufrechtzuerhalten, die Werte der abendländischen Gesittung in dieses neue Reich mithineinzubringen und die speziell österreichische Tradition zu bewahren: „Das Deutsche Reich, der feste nationalstaatliche Kern der Erdteilsmittel, mit ihm in fester nationaler Lebensgemeinschaft verbunden das völkisch reindeutsche Österreich, ferner angegliedert auf der Grundlage ihrer Staatlichkeit und der Achtung ungehemmten Lebensrechtes ihrer Völker die ostmitteleuropäische Staatenwelt, eine Vereinigung der getrennten beiden Denkströme des Nationalstaatlichen und des Universalen, eine Synthese auch des historischen Preußen und des historischen Österreich". Das war „seine Utopie".

Keine neue Reichsromantik

Zum Schluß: Der Historiker hat wissenschaftlich hinter Mythologie und Ideologie zurückzugehen und den Dingen ihren relativen Platz anzuweisen, jeweils in ihrer Zeit. Er muß zeigen, was früher anders war und was nun unsere Andersartigkeit ist, um dadurch zu unserer eigenen Orientierung beizutragen. Was kann uns die Reichs-Ideologie noch bedeuten? Im übertragenen Sinn, wenn das Reich Föderation, Cooperation, Völkergemeinschaft bedeuten kann, und das hat es z. T. schon bedeutet, dann können wir auch Impulse von daher noch beziehen. Nicht aber, wenn es einen imperialistischen Charakter trägt, der ihm schon im Mittelalter zu einem gewissen Grade eigen war. Wir können gar nicht mehr das Zentrum einer solchen Machtpolitik sein. Gegenüber einem gewissen z. T. reaktionären und z. T. romantischen „Abendländertum" wäre besser von „Eropa" zu sprechen, und statt neuer Reichsromantik wäre „Deutsche Republik" als ein durchaus honoriger Begriff vorzuziehen. Ein anständiger, republikanischer deutscher Patriotismus wäre kein Gegensatz zu einer menschheitlichen friedlichen Gesinnung und Gesittung, sondern ihr natürlicher Bestandteil.

Verdienstkreuz für Dr. Rauschenbusch

In einer Feierstunde im Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft überreichte Staatssekretär Sonnemann dem aus Berlin nach Bonn gekommenen Dipl.-Kaufmann Dr. rer. pol. Helmut Rauschenbusch das ihm vom Bundespräsidenten für besondere Verdienste um Volk und Staat verliehene Bundesverdienstkreuz erster Klasse mit seinen besten Glückwünschen zu dieser hohen Auszeichnung.

Dr. Rauschenbusch, der am 6. März 1894 in Kirchen/Sieg geboren wurde, ist Generaldirektor und Vorstand der Deutschen Zentral-Druckerei A.G. in Berlin, Inhaber des Helmut-Rauschenbusch-Verlages in Berlin/Stollhamm (Oldenburg) und Mitinhaber und Geschäftsführer des Agricola-Verlages G. m. b. H. in Stollhamm. Als kulturfördernder Verleger wurde Dr. Rauschenbusch im Herbst 1955 den „Ostdeutschen Monatsheften" (Herausgeber und Hauptschriftleiter Carl Lange, Bremen, inzwischen am 30. 5. d. Js. gestorben) ein verständnisvoller neuer Wegbereiter. —e—

Ein bezauberndes Märchenbuch

das in keiner ostpreußischen Familie mit Kindern fehlen sollte.



Unser Mitarbeiter, Herbert Meinhard Mühlpfordt, hat es zusammen mit seiner Tochter Sanderein geschaffen. Man wird diese tiefempfundenen, zu Herzen gehenden Märchen immer wieder mit Freude und reichem Gewinn lesen.

112 Seiten, Halbln.,
statt DM 4,80 **jetzt nur DM 3,50**

Zu beziehen durch

HEIMATBUCHDIENST
JOHANNES GUTTENBERGER,
Braunschweig, Donnerburgweg 50

NEU!

Der geistige u. politische Standort der Heimatvertriebenen
Das erste Barsinghausener Gespräch

Der Reichsgedanke und die Völker
Das zweite Barsinghausener Gespräch

Deutsch-polnische Nachbarschaft als Problem u. Aufgabe
Das dritte Barsinghausener Gespräch

Deutsch-russische Nachbarschaft
Das vierte Barsinghausener Gespräch

Sämtliche herausgegeben vom Arbeitskreis für Ostfragen, Hannover.

Je Band 2,90 DM

Zu beziehen durch

HEIMATBUCHDIENST, Braunschweig, Donnerburgweg 50

Edith Mikeleitis

Die Königin

Roman

314 S., Gln. DM 12,50

Ein Roman um Königin Luise von Preußen, der gerade von den Ostpreußen größte Verehrung entgegengebracht wurde. Es gelingt der Dichterin, um das königliche Bildnis dieser Frau ein lebendiges Zeitgemälde zu gestalten, an dem unsere ostpreußische Heimat und ihre Menschen hervorragend beteiligt sind.

Zu beziehen durch

HEIMATBUCHDIENST

Johannes Guttenberger
Braunschweig, Donnerburgweg 50

Hegel und der Sinn der Weltgeschichte

Friedrich Heer gibt in der vorzüglichen Hegel-Auswahl (Deutsche Buchgemeinschaft, Auswahlreihe) unter anderem auch eine knappe Darstellung der Auffassung des Philosophen vom Sinne der Weltgeschichte, aus der wir den nachstehenden Absatz zitieren. Der bekannte Wiener Dozent Friedrich Heer versteht es meisterhaft, durch sorgfältig ausgewählte Texte und kluge Kommentare auch den interessierten Laien in das äußerst schwer zugängliche Werk Hegels einzuführen.

Hegels weltgeschichtliche Betrachtungen sind keineswegs beschränkt auf jene griechische, römische und germanische Welt, in der er allerdings, mit den Romantikern und dem 19. Jahrhundert, den Höhepunkt der Weltgeschichte sieht. Hegel zeigt vielmehr gerade hier — man lese nur seine ausgedehnten Überlegungen über die Religionen und Verfassungen Asiens und zumal Afrikas (letztere besitzen heute aus vielen Gründen neue Aktualität) —, wie ernst es ihm darum war, sich von der ganzen Wirklichkeit ergreifen zu lassen und ergriffen sie darzustellen. Zusammen mit seinen Vorlesungen über die Philosophie der Religion, die wieder in engstem Zusammenhang mit den Vorlesungen über die Weltgeschichte zu lesen sind, geben diese Überlegungen und Betrachtungen den großartigsten Einblick in sein Wollen.

Hier gelingt es ihm nämlich aufzuzeigen, um was es ihm wirklich geht: der Mensch in der Wirklichkeit, im Strahlfeld vielfältiger geschichtlicher Kräfte, die durch ihn hindurchgehen, die sich in ihm manifestieren, die sich seiner bedienen und in denen allen der Mensch sich behaupten kann, gerade durch den Untergang hindurch... Der Römer als Knecht des Staates, als Despot seiner Familie — von dieser Vision steigt Hegel auf zur Vision Roms als jener cäsarischen Übermacht, „die der Welt das Herz bricht". Aus dem „unendlichen Schmerz" der versehrten, geschändeten Leiber und Gewissen wird das Christentum geboren. Nie ist es Hegel großartiger gelungen, die positive Erschütterungsmacht des „Negativen" plastisch und überzeugend darzustellen als hier. Rom hat die Welt in Trauer versenkt, es hat zugleich den Dualismus des Westens in härtester Form ausgeprägt: nun ist die Zeit für das Christentum gekommen, das Eine, Maßlose, Allgemeine des Ostens zu vermählen mit dem des Westens. Die Geschichte der germanischen Welt und des Christentums versteht Hegel als einen einzigen, in großen tragischen Rhythmen ablaufenden Prozeß der Versöhnung, der Versöhnungen.

Charakteristisch überträgt er die uralte joachimitisch-franziskanische Dreizeitalteridee vom Reich des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes auf den periodischen Dreiklang der neueren Weltgeschichte. Das Reich des Vaters reicht von der Spätantike bis zu Karl dem Großen, das Reich des Sohnes bis zur Epoche um Karl V., das Reich des Heiligen Geistes ist das Reich der protestantischen neuzeitlichen Welt, in der es zur Versöhnung kommt zwischen Staat und Kirche, Innen und Außen, Individuum und Gemeinschaft, Himmel und Erde. Das „germanische Reich", gipfelnd in der Gegenwart, ist das letzte der vier Weltreiche — damit schließt sich Hegel der uralten, gnostischen, dann orosianischen Weltreichslehre an — und vollendet die Weltgeschichte als eine innerweltliche und zugleich überweltliche Apokalypse. „Die konkreten Ideen, die Völkergeister, haben ihre Wahrheit und Bestimmung in der konkreten Idee, wie sie die absolute Allgemeinheit ist — dem Weltgeist, um dessen Thron sie als die Vollbringer seine Verwirklichung und als Zeugen und Ziehrrathen" (Sic!) „seiner Herrlichkeit stehen".

Die Weltgeschichte ist ein riesiger, vielstufiger Heilungsprozeß. Die Gegenwart begreift alle früher erscheinenden Stufen der Geschichte in sich. Der Geist der gegenwärtigen Welt ist das Resultat der Bemühungen von 6000 Jahren. „Der Geist hat alle Stufen der Vergangenheit noch an ihm..." Hier begegnet sich Hegel nicht nur mit Goethe — der sich, 1830 von schwerer Krankheit gesundend, erhebt und bedeutungsvoll vermerkt, erhabe 3 000 Jahre Krankheiten in sich erlebt —, sondern mit den wichtigsten Geschichtserkenntnissen des Atomzeitalters: im heutigen Samen und Atomkern der Menschheit sind eingefaltet alle Erfahrungen der Menschen, der Völker seit ihrer Entstehung. Das Kleinkind rekapituliert Taten und Erlebnisse der frühgeschichtlichen Menschheit, in den Reaktionen der heutigen „Massen", Völker und der sensibelsten künstlerischen Persönlichkeiten werden Verhaltungen präsent, die vorgeformt wurden in den konkreten geschichtlichen Erlebnissen in der Umwelt vergangener Zeiten. Die Weltgeschichte ist die Gegenwart! Alles, was je „wirklich" war, ist präsent, ist „vernünftig", trägt an sich die Male der Rose des Kreuzes: ist durch den Tod hindurchgegangen und dergestalt eingegangen in das Erbe, das Gegenwart ist.

Aus der Betrachtung der Weltgeschichte gewinnt der Philosoph, der Denker, unendliche Trauer; er erfährt da, was das geschichtliche Leben, was die Wirklichkeit kostet; um den Preis dieser Einsicht und dieses Opfers gewinnt er aber — und darauf legt Hegel den allergrößten Wert — zugleich die Erkenntnis, daß dieser schreckliche Prozeß der Weltgeschichte, der Wirklichkeit, ein Rechtsprozeß ist, in dem kein Unrecht geschieht. Schmerz, Leid, Opfer, Untergang, Tod und Tode? Ja, jawohl! Aber kein Unrecht. Keine Sinnlosigkeit.



Südtirol wird von Jahr zu Jahr mehr planmäßig verwelscht. Hier geht Heimat unter den Füßen verloren. Dieses Buch ist ein Appell an die ganze freiheitsliebende Welt.

132 Aufn. auf Kunstdruckpapier, 20 S. Text, Format 17×23,3 cm, mit zweifarbg. Schutzumschlag.
Gebunden DM 9,80

Zu beziehen durch
HEIMATBUCHDIENST
JOHANNES GUTTENBERGER,
Braunschweig, Donnerburgweg 50

Naturwunder farbig

Zwei Bücher, die das Herz eines jeden Naturfreundes höher schlagen lassen, sind soeben vom Kronen-Verlag, Hamburg, vorgelegt worden. „Liebenswertes Meisenvolk" betitelt sich das eine, „Blütenwunder in den Alpen" das andere.

Besonders erfreuen die mehrfarbigen Bildtafeln, die nach Originalen des Malers und Ornithologen Franz Murr einerseits, für das Alpenflorabuch von Claus Caspari hergestellt wurden: eine glückhafte Verbindung von künstlerischem Ausdruck und wissenschaftlicher Exaktheit. Der Druck in sechs und sieben Farben ermöglicht es, auch feinste Farbnuancen herauszuholen, daß der Betrachter in die schöne Täuschung versetzt, das lebende Objekt unmittelbar vor Augen zu haben.

Die Texte der beiden Bücher stammen aus der Feder von Friedrich Schnack, dem großen Naturfreund unter den heutigen Dichtern, dem wir schon viele andere Natur- und Tierbücher verdanken. In je einer Einleitung, die von der tiefen Verbundenheit des Dichters mit der Natur zeugt, wendet er sich dem besonderen Motto des Buches, hier den blühenden Wundern des Hochgebirges, dort dem munteren Volk der Meisen zu und begleitet die einzelnen Kunstblätter mit erklärenden Texten.

Wenn wir erfahren, daß der Verlag diese Buchreihe laufend ergänzen will (als nächste Bände sind angekündigt „Kleine Finkenwelt" und „Schillernde Falterpracht"), so lassen uns schon die ersten beiden Bände auf ein Sammelwerk ganz einmaliger Art hoffen, eine Kostbarkeit im Buchschaffen unserer Tage, der man später einmal den gleichen Liebhaberwert zumessen wird wie heute den Werken eines Riedinger, Daffinger oder Merian.

Im Geleitwort des ersten Buches finden wir den schönen Absatz: „In der Natur lebt ewige Jugend! — Indem wir unsere Sinne und Gemütskräfte in ihrem Reiche anregen und beleben, ihre Wunder und ihre Schönheit voll Ehrfurcht erkennen, empfangen wir ihre Wohltaten in den Stunden reiner, ungetrübter Freude und erholsamer Entspannung." Und das erscheint uns die unmittelbare Aufgabe dieser Kunstwerke in unserer Zeit: den naturentfremdeten Menschen wieder in die Beziehung zur Gesamtschöpfung stellen, vor den technischen Wundern unserer Tage, so groß sie auch sein mögen, den Blick für die unerforschlichen Wunder Schöpfung nicht zu verlieren, sich ihnen wieder hinzuneigen in Ehrfurcht und Staunen.

„LIEBENSWERTES MEISENVOLK". Acht Tafeln in sechsfarbigem Offset nach Originalen von Franz Murr. Einleitung und beschreibende Texte von Friedrich Schnack. 48 S. Format 15,5×23 cm. Ganzleinen mit achtfarbigem Schutzumschlag. DM 5,80.

„BLÜTENWUNDER IN DEN ALPEN. Sechzehn Tafeln in siebenfarbigem Offset nach Originalen von Claus Caspari. Einleitung und beschreibende Texte von Friedrich Schnack. 80 S., Format und Ausstattung wie Band 1. DM 9,80. Kronen-Verlag, Erich Cramer, Hamburg.

*

Hermann Oeser: EIN EHZUCHTBÜCHLEIN. Eugen Salzer Verlag, Heilbronn. Bibliophil ausgestattet, Ln. DM 5,50.

Ein Geschenk für alle jene, die in den „Garten" der Ehe einzusteigen sich anschicken! Aber nicht nur für sie, auch für die schon in manchen Stürmen erprobten Ehepaare ein sinnvolles Geschenk. Denn heißt es nicht in dem Büchlein an einer Stelle: „In der wahren Ehe werden die Gefährten jünger, immer jünger, alle Jahre weiter, immer etwas jünger." Aber, wie gesagt: in der wahren Ehe! Und um zu dieser wahren Ehe zu gelangen, hat Hermann Oeser dieses — man darf wohl getrost sagen — Rezeptbüchlein geschrieben. Jede einzelne Seite ist mit graphischen Umrandungen von Rudolf Schäfer geschmückt, ein Genuß also auch für das Auge.

Landbevölkerung im Wandel

In seinem Beitrag zur ländlichen Soziologie „Landbevölkerung im Wandel" (Eugen Diedrichs Verlag, Düsseldorf/Köln. 182 Seiten, DM 13,50) beschäftigt sich Herbert Kötter, ein Mitarbeiter der Forschungsstelle für Agrarsoziologie in Bonn, auch mit bestimmten soziologischen Fragen, wie sie sich durch das Einströmen des ostvertriebenen Landvolks in den deutschen ländlichen Raum ergeben haben. Er geht dabei von der Tatsache aus, daß die Ostvertriebenen in den Jahren nach dem Kriege das Gros der landwirtschaftlichen Fremdarbeitskräfte stellten und dadurch zu einer Verdichtung der Landbevölkerung beitrugen. Durch das Vorhandensein dieser Arbeitskräfte wurden Veränderungen in der Arbeitsverfassung der landwirtschaftlichen Betriebe, wie sich im Zusammenhange mit dem Strukturwandel veränderungen in der Arbeitsverfassung der landwirtschaftlichen Betriebe, wie sie sich im Zusammenhange mit dem Struktur- und Funktionswandel des Landes im Zuge der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung zwangsläufig ergeben, zumindest zeitweise überdeckt bzw. verzögert. Mit dem Einsetzen des wirtschaftlichen Aufschwunges setzte eine Abwanderung dieser Arbeitskräfte aus der Landarbeit ein, wenngleich ein gewisser Prozentsatz heimatvertriebener Landwirte eingegliedert werden konnte. Dieser Vorgang stimmt nach Auffassung des Verfassers mit der Tendenz der Gesamtentwicklung völlig überein. Für die überzähligen Arbeitskräfte konnten praktisch nur Arbeitsplätze und Erwerbschancen außerhalb der Landwirtschaft gefunden werden. Durch die unter den Heimatvertriebenen vielfach in verstärktem Ausmaß vorhandene Initiative, die „zur Gründung kleiner und mittlerer Unternehmungen auch in bisher relativ unerschlossenen Gebieten geführt hat" sei eine Auflockerung der Sozialstrukturen erfolgt und Angleichungsprozesse kultureller Art und der Zug zur Dynamik innerhalb der ländlichen Gesellschaft verstärkt worden. Im besonderen beschäftigt sich das Buch, das leider durch die Anlehnung an die Terminologie der angelsächsischen empirischen Soziologie für den Nicht-Fachsoziologen nicht ohne weiteres zugänglich ist, mit den Stadt-Landbeziehungen und geht dabei u. a. von der Feststellung aus, daß dem ländlichen Raume in der entwickelten Industriegesellschaft neue Funktion zukomme. Er ist nicht nur der Standort der Nahrungserzeugung und Standort der ländlichen Gewerbe und dezentralisierten Industrien, sondern auch Wohngebiet der landwirtschaftlichen, aber auch großer Teile der industriellen und gewerblichen Bevölkerung und auch das Erholungsgebiet des industriellen Menschen, das im Zusammenhange mit dessen wachsenden Freizeiten an Bedeutung zunimmt.

Die Auseinandersetzung mit den soziologischen Erkenntnissen dieses Buches, die in manchen Detailfragen umstritten sind, muß dem Agrarpolitiker ebenso empfohlen werden wie dem Siedlungspolitiker. Besonders notwendig ist die Beschäftigung mit den in ihm vertretenen Auffassungen für alle Kategorien der Erzieher des Landvolks, da die Bewältigung der als Folge des gesellschaftlichen Strukturwandels auftretenden Schwierigkeiten, vor allem Schwierigkeiten der Menschenformung sind. F.K.

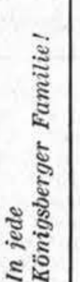
Otto Zierer: Bilder aus der Geschichte des Bauerntums und der Landwirtschaft. Werk-Verlag Dr. Edmund Banaschewski, München-Gräfelfing.

Von dieser Reihe liegen uns Band 3 „Aus Knechtschaft zur Freiheit" und Band 4 „Die Äcker der neuen Zeit" vor. Band 1 „Die Äcker des Altertums" und Band 2 „Schwert wider den Pflug" gingen voraus. Die kleinen Bändchen führen in volkstümlicher Weise in die Geschichte des Bauerntums und Band 4 auch in die modernen Probleme der Landwirtschaft und Technik und des Bauerntums „zwischen Ost und West" ein. Sie sind geeignet, zum Verständnis des modernen Bauerntums und der Fragen der modernen Landwirtschaft in nichtbäuerlichen Kreisen beizutragen. Die heimatvertriebenen Bauernfamilien sollten sie ihren Kindern mitgeben, die der Landwirtschaft entfremdet wurden. F. K.

Alle hier besprochenen Bücher
sowie
jedes Heimatbuch
liefert prompt
HEIMATBUCHDIENST
JOHANNES GUTTENBERGER,
Braunschweig, Donnerburgweg 50

Wilhelm Matull

Liebes altes Königsberg





Ein Buch der Erinnerung an Ostpreußens Hauptstadt von einem der besten Kenner Königsbergs. Mit vielen Zeichnungen. Zweite erweiterte Auflage.
208 S., Hln. DM 5,80

Zu beziehen durch
Heimatbuchdienst
Johannes Guttenberger
Braunschweig, Donnerburgweg 50

NEUE BÜCHER

Frhr. v. Vietinghoff-Riesch: Letzter Herr auf Neschwitz. Ein Junker ohne Reue. C. A. Starke-Verlag, Limburg a. d. Lahn. 408 Seiten mit 16 Bildtafeln. Ln. DM 19,80.

Ein sehr lesenswertes Buch. Das schicksalhafte Geschehen im Leben des Verfassers, der heute an der Universität Göttingen als Ordinarius für Forstgeschichte, Forstschutz und Naturschutz wirkt, könnte sich in ähnlicher Weise auch in ostpreußischen Kreisen des Großgrundbesitzes zugetragen haben. Nur daß die Katastrophe 1945 über uns weit rascher hereinbrach als in der Lausitz, wo die großen Begüterungen und Schlösser der Vietinghoffs lagen. Fünf Jahrzehnte eines reichbewegten, frohen und doch wieder mit mancherlei Sorgen beschwerten Lebens breiten sich vor uns aus, aber die Darstellung geht weit hinaus über das rein Persönliche. Sie vermittelt uns oft scharf akzentuierte Bilder jener verklungenen „besonnten Vergangenheit", die jedoch in den Augen des Verfassers trotz allen Glanzes schon irgendwie das dunkle Gewölk kommenden Endes ahnen läßt.

Ein wechselreiches Leben: bei der Geburt begrüßt mit Böllerschüssen in einem der schönsten Schlösser Sachsens, als Zwanzigjähriger beim Besuch baltischer Verwandten vom ersten Weltkrieg überrascht und jahrelang festgehalten als russischer Zivilgefangener, nach Kriegsende Teilnahme an den Baltikum-Kämpfen und Studium, dann Einsatz aller Kraft zur Erhaltung des großen, alten Familienbesitzes. Im zweiten Weltkrieg nicht ohne Zusammenstöße mit der Partei, bei der Wehrmacht in verschiedenen, keineswegs bedeutenden Stellen, Zeuge der allmählichen Zerstörung des eignen Besitzes und ebenso Zeuge des grausigen Schicksals vieler Freunde, und schließlich mit Mühe und Not der Absprung nach dem Westen. Kärglich schlägt er sich mit seiner Familie im ersten Jahre durch, hauptsächlich mit dem Bau von Nistkästen, bis ihn, den nunmehr Fünfzigjährigen, die Universität Göttingen in den Kreis ihrer Dozenten aufnimmt.

Viel Nachdenkliches ist enthalten in diesem Buch mit seinem Anhang „Junkertum und Adel". Es schildert sehr anschaulich den an Widersprüchen nicht armen Weg einer Generation, die nach 1918 das Leben mit Skepsis und nüchterner Sachlichkeit, aber doch auch wieder in der allmählichen Zeitenwende mit viel Herzenswärme angepackt. Die vorzügliche Ausstattung des Buches mag besonders hervorgehoben werden. Dr. W. Gr.

Else Hueck-Dehio: DIE BRUNNENSTUBE. Ein Gedenkblatt. Eugen Salzer Verlag, Heilbronn. In der Reihe „Salzers Volksbücher", Br. 43. 72 S., farbiger Pappband, DM 2,80.

Die baltische Autorin, deren in dieser Kleinbuchreihe vorangegangene Erzählungen unter dem Titel „Ja, damals" zu einem deutschen Bestseller wurden (über 300 000 Auflage in kurzer Zeit!), führt mit ihrem neuen Bändchen, einer warm und mit viel Liebe und Atmosphäre geschriebenen Erzählung wieder in ihren Heimatraum Estland und in die Familien der dort seit vielen Jahrhunderten ansässigen Deutschen. Sie beschwört und bewahrt damit ein Stück Vergangenheit, das mit dem Ausgang des letzten Krieges unwiderbringlich dahingegangen ist und das, wie immer auch in Zukunft die Würfel des Schicksals fallen werden, so niemals wieder verlebendigt werden kann. Der menschliche Ton, der durch diese Erzählung schwingt, und die Kunst der hauchzarten Darstellung beglücken in gleicher Weise. j. e.

Meister Eckehart: VON DER GEBURT DER SEELE. Ausgewählte Predigten und Traktate. Übertragen und eingeleitet von Emil Pohl. Zeichnungen von Werner Otte. In der von Dr. G. Stenzel herausgebenen Schriftenreihe „Denker". C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh. 278 S., Gln. DM 6.85.

Die Schriftenreihe „Denker" will den modernen Leser mit Werken großer Philosophen bekannt marhen. Mit neuartigen Methoden beseitigen die Herausgeber die Angst vor dem „Unverständlichen", machen „unlesbare" Texte lesbar und geben dem Leser so etwas wie eine Kurzausgabe des Gesamtwerke in die Hand. Umfangreiche Lebensbeschreibungen, Werkeinleitungen, Übersichten, Wortverzeichnisse, Literaturhinweise und Illustrationen tragen zum tieferen Verständnis bei.

Den bisher in dieser Reihe erschienenen Bänden Seneca, Kant und Schopenhauer ist jetzt als erster von drei Bänden, in denen drei für den deutschen Lebensraum typische Ausprägungen des religiösen Menschen dargestellt werden, der Band „Meister Eckehart: Von der Geburt der Seele" gefolgt. Diese Kurzausgabe seines Gesamtwerkes vermittelt in den vier Hauptkapiteln Gott und Mensch, Gotterkennen, Das Innere Werk und Lebenslehre das zentrale Anliegen des deutschen Mystikers. Werksausgaben Martin Luthers und Jakob Böhmes werden folgen.

A. W. Böhm: ELEGIE IM OKTOBER. Ein Gedichtzyklus. Türmer-Verlag, München. 48 S., Ln. DM 3,90.

Eine derart breit angelegte Dichtung findet man heute nur noch ganz selten gedruckt. Mag sein, daß es unserer ruhlosen, schnellebigen Zeit an der Leserschaft mangelt, die ein solches Werk aufzunehmen bereit ist, mag aber auch sein, daß unserer Zeit die Dichter mit dem großen Atem fehlen, der allein einen lyrischen Zyklus dieser Breite bis in die letzte Zeile aufzufüllen vermag. Auch Böhm scheitert an der selbstgewählten Form, in der viele gute Anklänge und manche tiefe Lebensweisheiten untergehen. Schade. Nichtsdestoweniger aber bleiben diese Strophen lesenswert für alle jene, die die Muße aufbringen, die versteckten Perlen herauszufischen und von dem erdrückenden Beiwerk zu befreien. -gkl-

9. Kongreß „Kirche in Not"

Der diesjährige 9. Kongreß der „Kirche in Not" findet wie in den sieben Jahren davor (der erste Kongreß 1951 fand in Hilversum/Holland statt) wieder in Königstein/Taunus statt und zwar vom 23. bis 26. Juli und steht unter dem Grundthema „Wahrheit". Als Referenten sind angekündigt: Prof. Dr. Karl Holzarmer, Mainz, Dr. Paul Roth, Königstein, P. Dr. Mario Galli, Zürich und P. Werenfried van Straten. Die Veranstalter dieser Kongresse sind das Haus der Begegnung und die Ostpriesterhilfe.

Zum Tode Herders

In Regensburg ist kürzlich Ernst Herder gestorben, der seit dem Jahre 1947 dem Vertriebenenausschuß der SPD angehörte. Der junge Herder, am 30. März 1891 in Lyck geboren, mußte sich durchboxen im Leben, weil er aus einer der vielen nach Millionen zählenden Arbeiterfamilien kommt. Auf sich selbst gestellt sucht er seinen Weg, der ihn aus der Enge des Arbeitermilieus führen soll. Er scheut vor keiner Arbeit und sei sie körperlich noch so schwer.

Er lernt, sein Fleiß wird unerbittlich. Bald wird er für seine Freunde in der Sozialdemokratischen Partei mit führenden Aufgaben betraut. Die Partei überträgt ihm den Vorsitz in Stadt und Kreis Lyck in Ostpreußen. Kurze Zeit danach wählt ihn die dortige Bevölkerung zum Mitglied des Kreistages und zum Stadtverordneten von Lyck.

Die Krönung erfährt seine selbstlose Tätigkeit durch die Anerkennung zum Abgeordneten des Ostpreußischen Provinzial-Landtages und schließlich zum Fraktionsvorsitzenden der SPD-Fraktion.

Mit der Gewaltherrschaft in Deutschland beginnt für ihn eine Zeit der Demütigung. Ernst Herder, dieser vitale und unverwüstliche Mensch, wird ausgeschaltet von aller Verantwortung, muß Beschuldigungen auf sich nehmen, bleibt auf der Schattenseite des Lebens, muß sich recht und schlecht durchschlagen. Aber er bleibt sich treu. Er sucht keinen Kompromiß.

Das Jahr 1945 nimmt ihm diesen Druck. Wohl muß er auch seine Heimat verlassen, doch er arbeitet weiter für die Sache seiner Freunde, für die Sozialdemokratische Partei. Seit 1946 war Ernst Herder als Bezirkssekretär in dem ihm zunächst so unbekannten Bezirk Niederbayern-Oberpfalz der SPD tätig. Er macht sich bald bekannt und vertraut mit seiner neuen Heimat, so daß ihn die Freunde zum stellvertretenden Bezirksvorsitzenden wählen.

Dem Vertriebenen- und Flüchtlingsausschuß der SPD hat Herder seit 1947 angehört. Er hat nie den Ostpreußen verleugnet, und seine Liebe zur alten ostpreußischen Heimat war ohne Ende.

Handelskammerpräsident Johannes 65 Jahre

Wilhelm Johannes, Präsident der Industrie- und Handelskammer für den Regierungsbezirk Lüneburg, Inhaber der Firma Bergford, Holzhandlung, feierte am 14. Juni seinen 65. Geburtstag.

Der Jubilar stammt aus Bromberg und wandte sich nach kaufmännischer Ausbildung, Kriegsdienst und Studien an der Technischen Hochschule Danzig der Holzbranche zu. Vom kaufmännischen Angestellten rückte er nach und nach zum Vorstand und alleinigen Aktionär der Bergford AG. Danzig auf, eines vielseitigen Im- und Exportgeschäftes mit Säge- und Hobelwerk. Nach der Flucht wurde ihm Lüneburg zur zweiten Heimat.

Der Wiederbeginn vom Nullpunkt an stellte den kaufmännisch-unternehmerischen Wagemut und die organisatorische Tüchtigkeit von Wilhelm Johannes auf eine schwere Probe. Er bestand sie nicht nur, sondern widmete sich darüber hinaus auch den allgemeinen Aufgaben der Wirtschaft. Als Beiratsmitglied des Verbandes „Vertretung der heimatvertriebenen Wirtschaft" leistete er in aller Stille eine dankenswerte Arbeit, um Vertriebenen die Wege zurück zur freien Existenz zu ebnen.

Schon seit 1951 wirkte er — zunächst als Vertreter des Großhandels — in der Vollversammlung der Industrie- und Handelskammer Lüneburg mit. Die Wahl zum Präsidenten 1956 erfolgte einstimmig. Wilhelm Johannes hat dieses Ehrenamt von Anbeginn an mit der Würde des königlichen Kaufmanns, mit dem Herzenstakt des in der geistigen Welt wurzelnden Menschen und mit der Kraft einer in sich ruhenden Persönlichkeit ausgeübt. Drei Eigenschaften übrigens, die ihm auch die Sympathien des „Club von Lüneburg" eintrugen, als dessen Vorsitzender er Gelehrte und Künstler, Politiker und Weltreisende von Rang am Vortragspult begrüßen konnte.

Kurt von Rümker

Zum 100. Geburtstag des Begründers der wissenschaftlichen Pflanzenzüchtung

In seinen Lebenserinnerungen erzählt Johannes Trojan anschaulich von den landschaftlichen Reizen, der reichen Pflanzenwelt und urwüchsigen Baumbeständen des Gutes Heiligenbrunn bei Danzig. Hier wurde Kurt von Rümker, der praktische Landwirt und hervorragende Wissenschaftler der Landwirtschaft, am 23. Juli 1859 geboren. Als Begründer der wissenschaftlichen Pflanzenzüchtung an den deutschen Hochschulen sah er seine Aufgaben in erster Linie in der Erforschung der biologischen Grundlagen für diePraxis der Pflanzenzüchtung. Damit wurde er zum Bahnbrecher in dieser Wissenschaft. Sein hoher Ruf als Praktiker und Wissenschaftler zugleich drang weit über Deutschland hinaus auch nach Nordamerika.

In seiner ostdeutschen Heimat und im ganzen Reiche, besonders aber in Ost- und Westpreußen, fesselte Rümker mit seinen lichtvollen fachlichen Vorträgen große Zuhörerkreise in den Hörsälen, vor den Organen der Landwirtschaftskammern und in besonderem Maße auch in den bedeutendsten landwirtschaftlichen Fachvereinen. Er schöpfte aus dem Vollen der landwirtschaftlichen Praxis mit der Tiefgründigkeit seiner Wissenschaft. Als fachlich überragende Persönlichkeit prägte er den Typ eines weit bekannt gewordenen deutschen Gelehrten von hohen Graden. Der Nestor seines Fachgebietes starb im 81. Lebensjahre am 4. Februar 1940 in Berlin.

Als Rittergutspächter in Emersleben, Kreis Halberstadt, blieb Professor, Geh. Regierungsrat Dr. phil., Dr. h. c. Kurt von Rümker der Praxis der Landwirtschaft eng verbunden. Über die wissenschaftliche Pflanzenzüchtung hielt er 1889 als Privatdozent in Göttingen als erster Vorlesungen. Darauf folgte er 1891 einem Ruf an die Universität in Halle (Saale). Das preußische Landwirtschaftsministerium in Berlin berief ihn 1894 zum wissenschaftlichen Hilfsarbeiter. An der Universität Breslau war Rümker 1895 a. o. Professor und im Jahre darauf ordentlicher Professor für Landwirtschaft. Auf der Höhe wissenschaftlicher Lehrtätigkeit wirkte er fast zwei Jahrzehnte in Schlesiens Provinzialhauptstadt. Darauf folgte er 1912 seiner Berufung als Professor an die landwirtschaftliche Hochschule in Berlin. Nach dem Ende des ersten Weltkrieges wurde Rümker 1919 emeritiert, er setzte aber seine umfangreichen fachwissenschaftlichen Veröffentlichung fort.

Als erste grundlegende Arbeit brachte Rümker 1889 in Göttingen eine Anleitung zur Getreidezüchtung heraus. Es folgte „Die Ausbildung des praktischen Landwirts" (1896), ein Programm für das Studium der Landwirtschaft an der Universität Breslau (1899), Tagesfragen aus dem modernen Ackerbau (1921/23), 10 Hefte in 4—9 Ausgaben, Landwirtschaft und Wissenschaft (1905), Methoden der Pflanzenzüchtung in experimenteller Prüfung (1909). Aus den Erfahrungen seiner Bereisung Nordamerikas entstanden Rümkers große Arbeiten über das landwirtschaftliche Versuchs- und Unterrichtswesen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Preußen (1911) sowie über landwirtschaftliche Studien in Nordamerika (mit E. v. Tschermak) 1911. Die umfassende Publikation „Die Ernährung des deutschen Volkes aus eigener Produktion" (1912) erlangte große volks- und wirtschaftspolitische Bedeutung und trug dem Autor hohe Anerkennungen seiner wissenschaftlichen Leistungen ein. Daran schlossen sich nicht minder bedeutende Veröffentlichungen Rümkers: Die Entwicklung der Landwirtschaft in den letzten 25 Jahren (1913), die deutsche Landwirtschaft, ihre Bedeutung und Stellung im In- und Auslande (1914), sowie das überschauende Werk: „Die Leistung in- und ausländischer Getreidezuchten im Lichte der Sortenprüfungen in Deutschland 1905—1921/24."

Als Herausgeber der Mitteilungen der landwirtschaftlichen Institute Maslau vertiefte Rümker weitere fachwissenschaftliche und praktische Fragen der Landwirtschaft. Ferner wurde er wegweisend für die wirtschaftliche Lage der Pflanzenzüchter sowie in Kartoffelabbauversuchen (1925). Zum vollen Gehalt des großen wissenschaftlichen Lebenswerkes Rümkers wurden schließlich noch 250 Aufsätze landwirtschaftlichen, pädagogischen und volkswirtlichen Inhalts. Seine aus der Praxis und der Wissenschaft gewonnenen Erkenntnis aus dem weiten Gebiet der Landwirtschaft wirken noch heute befruchtend nach.

Arthur Lenz

Eine Million Dollar für deutsche Flüchtlinge

Die in New York verstorbene 83jährige Freifrau Alice Bachofen von Echt, geborene Pfizer, hat in ihrem letzten Willen Flüchtlingen in der Bundesrepublik eine Million Dollar (4,2 Millionen DM) hinterlassen. Von diesem Betrag kommen noch die amerikanischen Steuern in Abzug. Das Testament liegt jetzt zur gerichtlichen Bestätigung auf.

Freifrau Alice Bachofen von Echt war die jüngste Tochter des 1849 aus Ludwigsburg in die Vereinigten Staaten ausgewanderten Carl Pfizer, des Gründers der CHAS PFIZER & CO. INC., Brooklyn. Die Gesellschaft gehört zu den größten Herstellern von Antibiotika, Hormonen und Vitaminen und hat jetzt nahezu 30 000 Aktionäre. Eine deutsche Tochtergesellschaft des Stammhauses, die PFIZER GMBH, hat in diesem Jahr ihre Tätigkeit in Karlsruhe aufgenommen.

Nach 18 Jahren wiedergefunden

Das Rentnerehepaar Joseph und Rosa Gorgs, die 70 und 74 Jahre alt sind und aus Rosengart im ostpreußischen Kreis Heilsberg stammen, konnte in Helmstedt seinen seit 18 Jahren vermißten 44jährigen Sohn Joseph wieder in die Arme schließen. Das Ehepaar Gorgs war 1947 aus Ostpreußen nach Helmstedt umgesiedelt worden. Während des Krieges waren Vater Gorgs und seine vier Söhne Soldaten, einer davon fiel. Zwei Töchter des Ehepaares Gorgs wurden nach Rußland verschleppt und kamen dort in einem Arbeitslager um. Seinen jetzt 36jährigen Sohn Leo traf das Ehepaar zufällig in Helmstedt wieder. Der dritte Sohn lebt in Frankreich, wo er geheiratet hat.

Zweimal vertrieben

Zweimal aus der Heimat vertrieben wurde das Ehepaar Friedrich und Johanna Hermann, das am 6. Juni bei Sohn und Schwiegertochter in Rottorf, Kreis Winsen seine goldene Hochzeit feierte.

Beide Jubilare stammen aus Ostpreußen. Friedrich Hermann wurde am 24. September 1885 in Kussen, Johanna Schustereit am 9. Mai 1886 in Groß-Pilkallen geboren. Beide kommen aus dem Tilsiter Raum und haben in Malven, Kreis Schloßberg, vor 50 Jahren den Bund der Ehe geschlossen. Das Leben hatte aber nicht nur gute Tage für sie aufgespart: Im ersten Weltkrieg wurde der damalige Schweizer und spätere Verwalter Soldat, stand an der Ostfront, während seine Frau mit den Kindern Heimat das erste Mal verlassen mußte weil diese zum Kriegsschauplatz geworden war.

Der Tod entriß dem Ehepaar einen Sohn und eine Tochter im Kindesalter, ein zweiter Sohn zog in den zweiten Weltkrieg und wird seitdem vermißt. Mit einem Sammeltransport für Alte und Gebrechliche mußten Friedrich und Johanna Hermann 1945 zum zweiten Male aus dem geliebten Ostpreußen fliehen.

Und dennoch: Dafür daß ein Sohn ihnen erhalten blieb, daß sie bei ihm und seiner Frau, die er als Soldat der Lüneburger Garnison kennen gelernt hatte, in Rottorf einen freundlichen Lebensabend verbringen dürfen; daß sie auch im hohen Alter noch so rüstig sind, um ihre Tage nicht untätig verbringen zu müssen, dafür sind die beiden dem Schicksal dankbar.

Ostpreuße wurde Staatssekretär

Zum Staatssekretär im Flüchtlingsministerium wurde der bisherige Oberregierungsrat im Bundesvertriebenenministerium Helmuth Gossing ernannt, der auch Vizepräsident des Bundes der Vertriebenen — Vereinigte Landsmannschaften und Landesverbände — ist.

Lachen gibt Kraft für den Alltag

Bereiten Sie Ihren Mitgliedern einen fröhlichen Abend mit gesunder ostpreußischer „Hausmannskost"

die Dr. Alfred Lau Ihnen serviert.

Wer mehr lacht, lebt auch gesünder!

Anfragen nur direkt an Dr. Alfred Lau, Bad Grund / Harz, Hübichweg 16.



(71)

Liebe ostpreußische Landsleite!

Erbarmen sich, nei, is das heiß! Einer kommt sich vor wie e Bratkartoffel aufe Flinsenpfann. De Äppel schmoren am Baum, und das Wasser kocht einem untre Zung. Gießt dir e Rumche hintrem Kragenknopf, denn hast Grog innes Maul. Nei, wissen Se, vleicht hat es sich all e bißche abgekiehlt, wenn Se diesem Brief lesen, aber jetzt, wo ich ihm schreib, is es wirklich bald nich mehr zum Aushalten. Was einer so zusammenschwitzt, is rein nich zu sagen. Das Wasser sibbert einem pieperlings längs em Puckel runter. Und Durst, Durst, von morgens bis abends nuscht wie Durst! Könntst rein de Wasserleitung austrinken, aber es mißd Bier drin sein, denn das Wasser wird all langsam knapp. Damit dirf einer jetzt nich quasen, sonst langt es womeeglich nich emal zum Löschen, wenn wo unverhofft anfängt zu brennen. De Kleider sind einem zu viel aufem Kadawer. De Pelzwest hab ich all lang weggehängt, und seit drei Tage renn ich wie e indischer Fakier rum, mit e altem Laken umme Hiften. Zwei Zipfel hab ich aufe rechte Schulter kunstvoll zusammengeknipft, und das macht sich so gut, daß sogar de Emma, was meine Frau is, neidisch wur. Vor allen Dingen kiehlt es aber scheen, denn ich kann mit die beide freie Zipfel wedeln wie e Bernhardiner mittem Zagel. Natierlich wolld de Emma nu auch wedeln, aber se hädd dem Knoten aufe Schulter nich fest genug geknipft. Deshalb ging er ihr auf, das Laken schorrd runter, und nu stand se mitten inne Stub wie de Venus im Park. Aber leider ging nich bloß der Knoten auf, sondern auch de Tier, indem daß der Bauerochse fragen kam, was fier Simptome einer beim Hitzschlag hat. Ihm war nich so ganz richtig im Kopp. Aber wie er de Emma sah, fragd er nich weiter. Wahrscheinlich wußd er nu genug und ging dem Unfallwagen bestellen.

Ja, sehn Se, mit die Hitze is nämlich nich zu spaßen. Die kann einem durchdrehen wie das Klopsfleisch durchem Wolf, daß einer nachdem im Kohlenkasten seinem Blinddarm sucht und steif und fest behaupten tut, gestern war er bestimmt noch da. Ganz verrickt wird es aber, wenn einer aus Verzweiflung im Alkohol flichtet, indem daß nämlich der Fusel bei die Hitze doppelt wirkt und dem stärksten Kerdel umschmeißt. Davon mißd sich auch der Kerrinnus ieberzeigen, obwohl er aus die Memeler Eck kommt, wo se ganz scheen einem gegne Wirmer nahmen und auch mittem Monopol-Spiritus allerhand Iebung und Erfahrung hädden. Der wohnt in einem Dorf bei Braunschweig und ging abends im Krug sich e bißche abkiehlen. Er konnd, wie gesagt, e orndlichem Rucks vertragen, aber er hadd de Hitze nich einkalkuliert. Zwar gelang es ihm noch, zwei Bauern unterm Tisch zu saufen, daß bloß de Klotzkorken vorkickden, aber denn war er auch fertig. Trotzdem stand er forsch auf, haud mitte Faust aufem Tisch, daß de Gläser hoppsden, und begab sich auf dem Heimweg. Meeg sein, daß die frische Luft ihm dem Rest gab, jedenfalls ging er inne falsche Richtung und torkeld beim August Bode aufem Hof rauf. In solch eine Verfassung hält einer ja menchsmal dem Mond fier e Kreizotter und dem Misthaufen fier e Himmelbett. So ging nu auch dem Kerrinnus. Er kletterd miehsam ieber die kleine Mauer, wo dem Bode sein Misthaufen mit eingefaßt is, zog sich dem Schäckert aus und haud sich hin. Eins, fix, drei war er eingeschlafen. Aber im Schlaf drehd er sich e paar Mal aufe andre Seit, zum Teil rutschd er auch nach unten, bis er zuletzt in dem flissigen Teil, sozusagen in die Jauche, zu liegen kam. Das hat ihm alles nicht gesteert, er schlief, daß ein Aug nicht das andre sah. Auch der Hektor, dem August Bode sein Hund, kriegd ihm nich wach. Er stubbsd ihm mitte Schnauz und zoddert ihm am Hosenbein, denn er war mit ihm befreindet. Es half nuscht, er schnarchd weiter. Mit eins wurd er aber doch e bißche wach und dem Hektor blieb vor Staunen foorts das Maul offenstehen — zog sich de Schuhe, de Strimpfe und de Bixen aus. Denn grabbeld er ieberall rum und sagd: „Malche, wo hast mein Nachthemd?"

Malche heißt sein Ehegespenst, aber das werden Se sich trotz die Hitze inzwischen wohl all selbst gesagt haben. Wie er keine Antwort kriegd und sich nuscht riehrd, sagd er: „Na, denn nich!" und schmierd sich e Handche voll Kuhfladen innes Haar. Auch ohne dem war er aber all e Sehenswirdigkeit. Ohne Bixen wurd ihm nu aber e bißche kiehl. Deshalb ging er am Stall, machd de Tier auf und kroch beim Kuigel inne Bucht rein. Da war scheen warm, und der Kuigel begrießd ihm mit freehlichem Grunzen. „Leg dich aufe Seit, Malche, du schnarchst", meind er, und denn kringeld er sich zusammen und schlief weiter. Dem Kuigel kam der nächtliche Besuch nich ganz geheier vor. Er hädd ihm zwar freindich und kollegial begrießt, aber er traud ihm doch nich ieberm Weg, sondern hield es fier richtig sich genau zu vergewissern, wer das war und was der von ihm wolld. Deshalb beschniffeld er ihm von oben bis unten und probierd auch, wie er schmeckd, indem daß er ihm hinten inne Karmenad biß. Das war aber zuviel fierem Kerrinnus. „Bist du verrickt, Malche? Was kneifst mich mitten innê Nacht?" schrie er dem Kuigel an, daß der sich ganz ängstlich inne hinterste Eck verkroch und ihm zufrieden ließ.

De Mergell vom August Bode ließ vor Schreck dem Eimer fallen, wie se morgens um Uhre sechs dem Kuigel fittern kam, und denn schrie se los und kippd auße Klumpen. Das war ja auch kein Wunder. Stellen sich vor, Se machen morgens de Stalltier auf, und da steht mit eins e Kerdel im Hemd, von oben bis unten mit Mist beschmiert, daß er kaum auße Augen kicken kann! Auf die Mergell ihr Geschrei kam der Bode außem Kuhstall angestirzt. Gerad wolld er dem Kerdel eins mittem Knippel ieberreißen, weil er ihm fier einem lang gesuchtem Verbrecher hield, da machd der Kerrinnus im letzten Augenblick das Maul auf: „Aber August, kennst mir nich?"

Nu wurd heiß Wasser gemacht, und der Kerrinnus mußd sich im Briehtrog abseifen. Davon ging der Mist zwar weg, aber nich der Gestank, der tat ihm noch tagelang begleiten. De Malche machd e Gesicht, als wenn de Katz donnern heert, wie se dem Herr Gemahl zu sehen kriegd, denn er hadd nuscht an wie Klumpen und dem Bode seinem Wintermantel.

Von die Zeit an hat der Kerrinnus keinem Schnaps'che nich angeriehrt, wenn mehr wie zwanzig Grad Wärme waren. Bei uns zu Haus war dem zweiten Lehrer Podschuweit auch mal so gegangen, und das war auch so um Johann. Der war auch orndlich im Stiehm, aber er hadd noch Glick, indem daß er nich inne Schweinsbucht reingeriet, sondern im Kornfeld. Es war auch mächtig heiß, und weil er dachd, er is all zu Haus, zog er sich aus bis aufe Haut, schmiß de Kleider im Graben rein und ging im Kornfeld sein Nachthemd suchen. Dabei wurd er mied und schlief ein. Wie er morgens aufwachd, konnd er seine Plossen nich finden. Und wie er aufstand — er war länger wie der längste Tag vor Johann — kickd sein Kopp iebers Feld, und de Schulkinder, wo geradzig vorbeikamen, verschraken sich und sockden im Brillens innes Dorf rein. Nu mißd er flichten, daß se ihm ni chfanden. Und wieder hadd er Glick, denn er erreichd gerad noch das kleine Haus von die Witwe Scherreiks, wo e bißche ausgebaut wohnd. Die kriegd zwar auch erst e orndlichen Schreck, aber denn erkannd se ihm gleich — trotz sein hautenges Kostiehm. Wodraus einer sehen kann, wie gefährlich die Fusikalien bei die Hitze sind.

Herzliche Grieße — ich zerfließe!

Ihr alter

Ernst Trostmann
Landbriefträger z. A.

Wir gratulieren!

85. Geburtstag

Lehrerswitwe Margarete Gajewski aus Königsberg am 10. Juni in Kleefeld i. O. Die Jubilarin war selbst vor ihrer Ehe lange Jahre in Königsberg als Lehrerin tätig.

81. Geburtstag

Olga Budinski aus Königsberg/Pr., Richardstraße, am 12. Juni in Bünde/Westf., Eschstr. 18, wo sie bei ihrer Tochter Frau Böttcher ihren Lebensabend verbringt. Kinder, Enkel und zwei Urenkel überbrachten die herzlichsten Glückwünsche.

80. Geburtstag

Johanna Moerke aus Königsberg, Tragheimer Pulverstraße 6, am 23. Juli in Seesen/Harz, Bismarckstraße 10, wo sie heute bei ihrer Tochter Erika und ihrem Schwiegersohn Betten-Augustin wohnt.

Helene Kaesler geb. Rechlin, Witwe des 1957 verstorbenen Postmeisters a. D. Otto Kaesler aus Kreuzingen (Elchniederung), zuletzt in Königsberg/Pr. wohnhaft, am 6. Juli in München 2, Schachenmeierstraße 36. Die Jubilarin erfreut sich bester Gesundheit und geistiger Frische.

77. Geburtstag

Bäuerin Alma Wohlfahrt geb. Splitter aus Kottisch, Kreis Pr. Stargard/Westpr., am 30. Juli in Bornhausen 53 über Seesen/Harz.

Juli-Geburtstagskinder in Flensburg

Anna Böhnack aus Schippenbeil,, jetzt wohnhaft Am Bauernhof 10, am 2. Juli 75 Jahre.

Margarete Pomerening aus Tilsit, jetzt wohnhaft Schloßstraße 43, am 6. Juli 80 Jahre.

Wanda Zorn aus Rauschen, jetzt wohnhaft Angelburger Straße 71, am 12. Juli 81 Jahre.

Hans Oberhäuser aus dem Kreis Tilsit, jetzt wohnhaft Angelsunder Weg 3, am 14. Juli 75 Jahre.

Gustav Windzus aus Dreifurt, Kreis Tilsit/Ragnit, jetzt wohnhaft Kalsenweg 22, am 17. Juli 75 Jahre.

Marta Fieber aus Königsberg/Pr., jetzt wohnhaft DRK-Heim, am 19. Juli 88 Jahre.

Berta Blumenthal aus Lichtenfelde, Kreis Heiligenbeil, jetzt wohnhaft Brixstraße 5, am 21. Juli 85 Jahre.

Albert Keibel aus Königsberg/Quednau, jetzt wohnhaft Twedterholz 83, am 30. Juli 80 Jahre.

Das Heimatblatt der Ost- und Westpreußen, die „Ostpreußen-Warte", gratuliert allen Jubilaren von Herzen und wünscht recht viel Glück und weiterhin beste Gesundheit.

„Friedenspläne für Deutschland"

Lebendiger Meinungsaustausch beim 5. Barsinghausener Gespräch

Der Arbeitskreis für Ostfragen, den der Konvent der Zerstreuten Evangelischen Ostkirchen mit den niedersächsischen Vertriebenenverbänden gebildet hat, hielt sein 5. „Barsinghausener Gespräch" über das Thema „Friedenspläne für Deutschland?". Unter den etwa 150 Vertretern der verschiedenen Gruppen — auch aus Berlin — befand sich bemerkenswert viel studentische Jugend. Es gehört zum Charakter dieser immer stärker beachteten Gespräche, daß sie auf dem völlig freien Felde einer gewachsenen Arbeitsgemeinschaft eine große Spannweite haben: von dem Bewußtsein letzter Verantwortung vor Gott, die zum Beispiel in dem vom Leiter des Ostkirchenausschusses, Oberkonsistorialrat D. Gülzow, gehaltenen Gottesdienst zum Ausdruck kam, bis zu ganz realistischer Beurteilung der Lage und praktischen Hinweisen, die einer begründeten und gültigen Meinungsberatung und Meinungsbildung gelten.

Grundlegend für die überaus lebendige Erörterung in den Arbeitsgruppen waren Schilderungen der Lage aus den Erfahrungen der Beobachtergruppe in Genf, vor allem durch den Präsidenten des BdV, Dr. Krüger, eine ausführliche Darlegung der völkerrechtlichen Grundlagen für einen Friedensschluß durch Dr. Rabl (München) und eine historische Darstellung der Praxis der Friedensschlüsse während der letzten hundert Jahre in Europa durch Dr. Gäuse (Essen). Nach einem Referat über die vorliegenden Entspannungs- und Wiedervereinigungspläne von Studienrat Galley (Hannover) trugen Vertreter verschiedener politischer Parteien ((CDU, SPD, BHE und FDP) ihre besonderen Vorschläge vor. Das Ergebnis der Referate und Arbeitsgespräche faßte Pastor Dr. Petersmann (Hannover) zum Schluß kritisch zusammen.

Betont wurde, daß nach östlichen Maßstäben von Zeit und Gang der bisherige Verlauf der Genfer Konferenz nicht einfach als ein Fehlschlag, sondern als der Anfang eines voraussichtlich langen und zähen Ringens beurteilt werden müsse. Die Österreicher hätten ihren Staatsvertrag ja auch erst nach 300 Sitzungen erreicht. Wieviel mehr Zeit und Geduld werde das Genfer Gesamtthema erfordern! Wichtig sei eine wirklich kämpferische, ja offensive Aktivierung der westlichen, speziell der deutschen Seite. Dabei wurden als Beispiel genannt: Kulturattaché für deutsche Ostfragen im Ausland, Deutschland-Fibeln für das Ausland, aber auch jedermanns unverminderte persönliche Aktivität vom Studentenaustausch bis hin zum Gespräch mit dem Messegast! Die geistige Waffe dabei sei das grundlegende Selbstbestimmungsrecht der Völker, das allerdingt konkret und präzise gekannt sein müsse. Eine Fibel darüber wäre eine gute Hilfe. Ein Ausschuß des Arbeitskreises soll Thesen zum Gesamtthema erarbeiten.

Für Heimatveranstaltungen

ernster wie heiterer Art stellt sich Ihnen

HERMANN BINK

(früheres Mitglied des Stadttheaters und Mitarbeiter beim Sender Königsberg) aus ideellen Gründen unentgeltlich zur Verfügung. Nur die Fahrtkosten werden beansprucht.

Anschrift: Hermann Bink, Göttingen, Waldheim der Mittelschule (auf dem Warteberg).

Turnerfamilie Ostpreußen-Danzig-Westpreußen

Anschrift: Wilhelm Alm, (23) Oldenburg (Oldb.), Gotenstraße 33.

Herzliche Geburtstagsglückwünsche allen im Juli geborenen Turnschwestern und Turnbrüdern! Von ihnen erreichen volle **30 Jahre:** am 6. 7. Gisela Eich (KTC Kbg.); **40 Jahre:** am 3. 7. Waltraut Rennwald (Insterburg); **50 Jahre:** am 4. 7. Lotte Ulrich-Kraekel (Lyck); **60 Jahre:** am 9. 7. Arnold Sperling (Pillau); **70 Jahre:** am 16. 7. Erna Schuz-Losch (KTC Kbg.); **82 Jahre:** am 24. 7. Johanna Löbel (FrTV Kbg.); **84 Jahre:** am 14. 7. Otto Rauschning (KMTV Kbg.).

Der Königsberger Turn-Club führt am 14., 15. und 16. August 1959 in Holzminden an der Weser am Fuße des Sollings ein KTC-Treffen durch, das dem vor zwei Jahren in Rendsburg veranstalteten Treffen gewiß nicht nachstehen wird. Am 14. 8. — Anreisetag — zwangloses Beisammensein und Begrüßung. 15. 8. Turnfahrt in den Solling (Wanderung), zurück mit Bus über Neuhaus nach Carlshafen und mit Dampfer nach Holzminden. 16. 8. — Sonntag — Turnen, Spiele und Sport wie einst in Wilky. Die örtlichen Vorbereitungen hat Tbr. Walter Raabe übernommen. Wer sich noch nicht angemeldet hat und teilnehmen will, muß sich wegen der Unterbringung unverzüglich bei Tbr. Ernst Korittki in Isernhagen NB Süd über Hannover, Im Eichholz 43, melden. Das Treffen steht unter dem Leitwort: „Ja, zum höheren Ziel führet unser Spiel!"

Turnbruder Siegfried Perrey fährt Mitte Juli 1959 mit seiner ersten Handballmannschaft aus Haßloch (Pfalz), dem Südwestdeutschen Handballmeister, einer Einladung folgend nach Brasilien, um in Sao Paulo an den internationalen Spielen um den Pokal des brasilianischen Sportpräsidenten teilzunehmen. Außerdem werden natürlich an verschiedenen anderen Orten Freundschaftsspiele ausgetragen werden. „Wir fahren mit dem Schiff hin und fliegen Anfang September zurück. „Das wird eine großartige Reise werden", schreibt Siegfried. Alles Gute und frohe Heimkehr!

Beiträge für den Weihnachtsbrief 1959 erbitte ich bis Ende September 1959. Die Aufnahme später eingehender Beiträge wird kaum möglich sein.

Für ein neues Anschriftenverzeichnis bitte ich diejenigen, die Anschriftenlisten ihrer alten Vereinskameraden führen, diese mir leihweise zur Berichtigung und Ergänzung meines Verzeichnisses zu übersenden. Rücksendung jeweilig in acht bis zehn Tagen. Allgemein bitte ich außerdem, Wohnungsänderungen mir jeweilig recht bald mitzuteilen. **Onkel Wilhelm.**

Treffen der ostpreußischen Feldzeugdienststellen

Die Kameradschaft der ehem. ostpreußischen Feldzeugdienststellen ruft die militärischen und zivilen Angehörigen der ostpreußischen Feldzeugdienststellen (Heeres-Zeugamt Königsberg/Pr., sämtliche Heeres-Nebenzeugämter und die Heeres-Munitionsanstalten) zum vierten Treffen nach Hannover ein. Das Treffen findet am 29. und 30. August 1959 im Lokal „Schloßwende" am Königswortherplatz statt.

Anmeldungen zur Teilnahme aller ehemaligen Angehörigen bitten wir an Fritz Augustin, (21b) Hemer-Sundwig, Hüttenstraße 16, zu richten. Das Programm wird allen Teilnehmern durch Rundschreiben bekanntgegeben.

Eltern suchen ihre Kinder

Tausende ostpreußische Eltern und Angehörige suchen noch immer ihre Kinder, die seit der Vertreibung aus der Heimat verschollen sind. Wer Auskunft geben kann, schreibe bitte sofort an den Kindersuchdienst Hambug-Osdorf, Blomkamp 51, unter Angabe von Namen, Vornamen, Geburtsdatum und Ort des Kindes sowie die gleichen Angaben der Angehörigen und ihre Heimatanschrift von 1939. Landsleute, helft mit, das Schicksal der Vermißten aufzuklären.

Aus **Groß Mechellau**, Kreis Mohrungen, wird Reinhold Lutkus, geboren etwa 1942, gesucht von seinen Geschwistern Waltraud und Günter Lutkus. Reinhold Lutkus ist während der Flucht in Danzig/Westpreußen abhanden gekommen. Der Vater, Melker Franz Lutkus, wird auch noch vermißt.

Aus **Insterburg** wird Barbara Kohn, geboren im Februar 1940, gesucht von ihrem Onkel Bruno Kuhn, geboren am 4. September 1910. Auch die Mutter Frieda Kohn wird noch vermißt. Im Januar 1945 soll Frieda Kohn mit ihrer Tochter Barbara nach Prag zu Verwandten gefahren sein.

Aus **Königsberg**, Spechtweg 8, werden die Zwillinge Gudrun und Gotthard Tolksdorf, geboren am 27. August 1940, gesucht von ihrem Onkel Emil Liehr, geboren am 17. Mai 1888 in Prasslauken. Die Eltern der Kinder, Paul Tolksdorf, geboren am 12. August 1913, und Charlotte Tolksdorf geborene Broszeit, geboren am 5. August 1914, werden ebenfalls noch vermißt.

Aus **Kuttenhof**, Kreis Tilsit-Ragnit, werden Marianne-Reintraut Link-Bieber, geboren am 16. Oktober 1942 in Kuttenhof, gesucht von ihrer Mutter Herta Bieber, geboren am 23. Septbr. 1922 in Ostmoor, Kreis Tilsit-Ragnit. Mutter und Kind sowie din Großmutter Auguste Böhm, geboren am 5. Juni 1864, befanden sich am 12. Februar 1945 von Kuttenhof aus auf der Flucht. Sie kamen mit der Bahn bis Heiligenbeil. Hier mußte der Bahnsteig geräumt werden, weil ein Lazarettzug eintraf. Die Kindesmutter, die das Gepäck fortschafte, gab das Kind der Großmutter in Obhut. Als die Mutter zu der betreffenden Stelle zurückkam, war die Großmutter mit dem Kind nicht mehr da. Marianne-Reintraut Link-Bieber hatte blaue Augen und blondes Haar. Als besonderes Merkmal hatte sie am linken Bein eine kleine Brandnarbe.

Aus **Klausmühlen**, Kreis Memel, werden die Geschwister Skrandies, und zwar: Werner, geboren am 26. September 1943 in Memel, Adolf, geboren am 26. September 1941 in Memel, Ruta, geboren am 4. Oktober 1939 in Paugen, Ida, geboren am 28. März 1937 in Paugen, und Marta, geboren am 7. September 1935 in Mawielen, gesucht von ihrem Vater Fritz Skrandies, geboren am 31. Januar 1906 in Löbarten. Die Mutter der Kinder, Wally Skrandies geborene Kaulekies, geboren am 3. April 1907, wird ebenfalls noch gesucht. Die letzte Nachricht von der Familie war aus Böhmen-Mähren.

Aus **Lindicken**, Kreis Insterburg, wird Charlotte Zimmerling, geboren am 12. Mai 1933 in Tannenfelde, gesucht von ihrem Bruder Herbert Zimmerling, geboren am 24. Dezember 1931 in Lindicken. Charlotte Zimmerling ging zusammen mit ihrem kleinen Bruder Siegfried mit dem Treck des Bauern Karl Hunsalz auf die Flucht in Richtung Tapiau.

Aus **Medischkehmen**, Kreis Heydekrug, wird Irene Heyer, geboren am 25. August 1957, gesucht von ihrem Vater Hermann Meyer, geboren am 10. April 1900.

Aus **Memel**, Janischker Str. 52, wird Irene Schimkus, geboren am 9. Juni 1936 in Memel, gesucht von ihrer Mutter Katharina Schimkus geborene Juraschka, geboren am 25. September 1907, und von Marie Hempf, geboren am 6. September 1917.

Aus **Spannegeln**, Kreis Labiau, wird Werner Wallus, geboren im Juni 1944 in Kreutzingen, Kreis Labiau, gesucht von seiner Pflegemutter Emilie Kunz geborene May, geboren am 17. Oktober 1896. Im Juli 1944 nahm die Pflegemutter das Kind durch das Jugendamt in Labiau in Pflege. Die Mutter des Kindes, Else Wallus, war Wehrmachthelferin. Der Pflegemutter wurde das Kind vor der Flucht aus Ostpreußen durch eine Fürsorgerin des Jugendamtes Labiau wieder abgenommen, da es mit einem Kinder-Sammeltransport Anfang Januar 1945 nach dem Westen verschickt werden sollte. Seit dieser Zeit wird das Kind vermißt. Wer leitete Anfang Januar 1945 einen Kindersammeltransport aus Labiau nach dem Westen und kann weitere Auskunft über das Kind Werner Wallus, geboren im Juni 1944, geben?

Aus **Schwesternhof**, Kreis Labiau, wird Luise Quitsch, geboren 1942/43, gesucht von ihrer Schwester Edith Quitsch, geboren im September 1935 in Schwesternhof, Kreis Labiau, und von Heinz Quitsch.

Aus **Wolfsdorf** bei Guttstadt, bei August Binenda, wird Günther Marzinski oder Grzywna, geboren am 28. Dezember 1939, gesucht von seiner Mutter Elly Marzinski. Günther befand sich bis 1945 bei seinem Onkel Aug. Binenda in Wolfsdorf. Später kam er zu einem Bauern in einen Ort (Name unbekannt), welcher 18 km von Lauenburg (Pommern) entfernt lag. Dieser Bauer gab Günther den polnischen Familiennamen Grzywna. 1909.

Aus **Königsberg-Liep**, Siedlung, Bozenerweg 22/24, wird Helmut Jeschke, geboren 1943/1944 in Königsberg, gesucht von seinem Onkel Heinz Jeschke, geboren am 11. August 1919 in Königsberg.

Aus **Lichtenau**, Kreis Braunsberg, wird Erna Bartsch, geboren am 26. Mai 1939 in Lichtenau, gesucht von ihrer Mutter Anna Bartsch, geborene Schrade, geboren am 27. November 1902 in Lichtenau.

Aus **Lossau**, Kreis Sichelberg, werden die Geschwister: Alma Schulz, geboren am 24. Dezember 1936 und Otto Schulz, geboren 1933, gesucht von ihrem Bruder Bernhard Schulz, geboren am 4. Mai 1930. Auch die Mutter, Marta Schulz, geboren am 16. September 1903, wird noch vermißt. Die Mutter, Marta Schulz, ist mit ihren Kindern zuletzt in Kulm (Westpreußen) gesehen worden.

Aus dem Erziehungsheim in **Lyck**, wird Horst Klein, geboren am 25. März 1936 in Königsberg, gesucht von seiner Mutter Liesbeth Zimmermann, geborene Klein, geboren am 4. November 1914 in Königsberg. Seit April 1944 hat die Mutter von ihrem Sohn, Horst Klein, kein Lebenszeichen mehr erhalten.

Aus **Memel**, Kleine Sandstraße 8, werden Manfred Melwing, geboren am 18. Oktober 1940 und Anneliese Erika Melwing, geboren am 5. Mai 1933, beide in Memel geboren, gesucht von ihrer Schwester Meta Rudberg, geborene Lenkewitz, geboren am 6. Mai 1924 in Kloschen, Kreis Memel. Die Geschwister Melwing sollen zuletzt im Kinderheim in Neu-Strelitz (Mecklenburg) gewesen sein. Die Mutter der Kinder ist verstorben.

Aus **Memel**, Weidendammstraße 2, wird Klaus-Günther Balsis, geboren am 1. Juni 1941, gesucht von Barbara Beermann, geborene Ivoneit, geboren am 30. Mai 1908 in Memel. Die Mutter Anna Balsis oder Balsytz, geboren am 31. Mai 1916, wird ebenfalls noch gesucht.

Aus **Neuhausen-Tiergarten**, Kreis Samland, werden: Jürgen Hermann, geboren am 30. Mai 1938 und Hannelore Hermann, geboren am 27. November 1935, gesucht von ihrem Vater Rudolf Hermann, geboren am 11. März 1907. Die Mutter der Kinder, Erna Hermann, geborene Kaschub, geboren am 12. Februar 1911, wird auch noch gesucht. Frau Hermann soll mit ihren Kindern im Februar 1945 mit dem Schiff „Wischhafen" von Gotenhafen abgefahren sein.

Aus **Pagrienen**, Kreis Heydekrug, wird Arthur Grigoleit, geboren am 10. Februar 1936, gesucht von Richard Grigoleit, geboren am 10. Februar 1903.

Aus **Pareyken**, Kreis Wehlau, wird Herbert Zimmermann, geboren am 15. März 1941, gesucht von seiner Mutter Maria Zimmermann, geboren am 20. Dezember 1907. Am 22. Januar 1945 wurde das Kind von einer Schwester aus dem Wartesaal 3. Klasse des Bahnhofs Königsberg (Ostpreußen), während einer kurzen Abwesenheit der Mutter herausgeholt. Seitdem ist über den Verbleib des Kindes nichts bekannt. Welche Schwester nahm sich des Kindes damals an?

Aus **Sonnigkeim**, Kreis Samland, beim Bauern Teschmit, werden die Geschwister Frischmuth, und zwar: Reinhold, geboren am 7. April 1941/42, Erna, geboren am 20. Dezember 1938/1939 und Gerda, geboren am 8. November 1937/1938, gesucht von ihrem Vater Otto Frischmuth, geboren am 6. April 1899. Die Kinder gingen mit ihrer Mutter: Ilse Frischmuth, geborene Rugulies, geboren am 18. Januar 1908, ihrem Großvater Martin Rugulies und der gelähmten Tante auf die Flucht.

Aus **Steffenswalde**, Kreis Osterode, wird Grete Wisotzki, geboren am 8. Februar 1941 in Steffenswalde, gesucht von ihrer Mutter Anna Wisotzki, geboren am 19. März 1915. Das Kind ging der Mutter am 22. Januar 1945 auf dem Bahnhof Marienburg (Westpreußen) verloren. Wer nahm sich des Kindes Grete Wisotzki auf dem Bahnhof in Marienburg an und kann über den weiteren Verbleib desselben Auskunft geben?

Aus **Allenstein**, Tannenbergstraße 1 a, wird Günther Hinz, geboren am 19. Januar 1941, gesucht von seinen Eltern Martha und Albert Hinz. Der Junge kam im Januar 1945 in das Krankenhaus Sankt Georg in Heilsberg (Ostpreußen) und soll sich im Juli 1945 noch in Heilsberg befunden haben.

Aus **Bajohren**, Kreis Memel, werden: Anna Grauduschus, geboren am 24. Februar 1935 und Willi Grauduschus, geboren am 30. März 1933, beide in Bajohren geboren, gesucht von ihrem Bruder Erich Grauduschus, geboren am 11. Januar 1927 und ihrem Stiefbruder Hans Pallawiks. Die Mutter der Kinder, Trude Grauguschus, geborene Pallawiks, geboren am 2. Oktober 1896 und die älteren Geschwister Grete, Marie und Berta, werden auch noch gesucht. Die letzte Nachricht von den Gesuchten war vom März 1945 aus Mährisch-Budweis.

Aus **Biendowo**, Kreis Plöhnen (Südostpreußen), wird Edwin Look, geboren am 12. Januar 1938, gesucht von seiner Mutter Natalie Look, geborene Lange, geboren am 4. März 1910. Der Gesuchte kam am 12. Februar 1945 in das Lager Potulice, Kreis Bromberg (Westpreußen) und soll von dort, laut Mitteilung der damaligen Lagerleitung im Mai 1945 nach Bromberg in ein Kinderheim gekommen sein.

Aus **Königsberg**, Blumenstr. 8, wird Erika Stein, geboren am 5. März 1937 in Königsberg, gesucht von ihrem Vater Willi Stein, geboren am 30. August

Wehrmachtsangehörige aus Ostpreußen

Heimkehrer haben beim Suchdienst Aussagen über ehemalige Wehrmachtangehörige gemacht. Die Familien dieser von Heimkehrern gemeldeten Männer und Frauen konnten bisher nicht ermittelt werden. Erkennen Sie aus den nachstehend aufgeführten Personalangaben einen der Vermißten und können Sie Auskunft über dessen Angehörige geben? Für jeden der aufgeführten Namen liegt eine Nachricht vor. Helfen Sie uns, die Angehörigen ausfindig zu machen. Jede zutreffende Mitteilung von Ihnen bedeutet ein geklärtes Vermißtenschicksal! Geben Sie Ihren Hinweis zur Auffindung der Angehörigen bitte unverzüglich unter Bezugnahme auf die Befragungsnummer dieser Liste (jeweils am Ende der Schuanzeige) an das Deutsche Rote Kreuz, Suchdienst München, Rundfunkauskunft, München 13, Infanteriestraße 7 a.

Gesucht werden aus:

der Umgebung von **Allenstein:** die Angehörigen von Bruno **Henschke**, Bauer, ledig, geb. etwa 1928, Soldat, III/4879 gr.

Allenstein: die Angehörigen von Bruno Hentschek, geb. etwa 1928, ledig, Landwirt, Gefreiter, III/4921 gr.

Braunsberg: die Angehörigen von Bruno Hellwig, geb. etwa 1928/29, Vater Landwirt, Soldat, III/4935 gr.

vermutlich **Goldap-Insterburg** oder **Königsberg:** die Angehörigen von Heise, Vorname unbekannt, geb. etwa 1908, verheiratet, Maurer, III/4910 gr.

Angerburg: die Angehörigen von Hugo Hensel, geb. unbek., verheiratet, Landarbeiter, evangelisch, Gefreiter, III/4931 gr.

Königsberg: die Angehörigen von **Hildebrand**, Vorname unbekannt, geb. etwa 1907, verh., Landwirt, Obergefreiter, evgl., III/4630 gr.

Ostpreußen: die Angehörigen Alois Adis, geb. etwa 1925, Landwirt, Feldpostnummer 06923 E, III/4705 gr.

Ostpreußen: die Angehörigen von Fritz Bebersdorf, geb. etwa 1924, ledig, Kellner/Kraftfahrer, 11020/B, 8/SS Art.-Rgt. Totenkopf, III4680 gr.

Ostpreußen: die Angehörigen von Dombrowsky, Vorname unbekannt, geb. unbekannt, ledig, Schneider, III/3906gr.

Ostpreußen: die Angehörigen von Paul Dombrowsky, geb. unbekannt, verheiratet, Landwirt, Dialekt ostpr. Platt (Masuren), III/3907 gr.

Ostpreußen: die Angehörigen von Eisenhart, vermutlich Kurt, geb. etwa 1890, III/4753 gr.

Ostpreußen: die Angehörigen von Fechner, Vorname unbek., geb. etwa 1910/11, verheiratet, Angestellter der Wehrmacht, Soldat, III/4768 gr.

Ostpreußen: die Angehörigen von Erich Greglo, geb. etwa 1925, Soldat, III/4456 gr.

Ostpreußen: die Angehörigen von Max Grube, geb. etwa 1904/1906, verheiratet, Landwirt oder landwirtschaftlicher Arbeiter, III/4537 gr.

Ostpreußen: die Angehörigen von Walter Hoff, geb. etwa 1923, ledig, III/5015 gr.

Ostpreußen: die Angehörigen von Grubelniak, Vorname unbekannt, geb. etwa 1900, verh., III/4536gr.

vermutlich **Ostpreußen:** die Angehörigen von Walter Guske, geb. etwa 1925, ledig, Milchkontrolleur, III/4580 gr.

Ostpreußen: die Angehörigen von Herbert Hafermann, geb. etwa 1907, verheiratet, Landwirt, Feldwebel oder Oberfeldwebel, hellblond, III/4572 gr.

Ostpreußen: die Angehörigen von Haufschulz, Vorname unbekannt, geb. etwa 1897, III/3791 gr.

Ostpreußen: die Angehörigen von Gerhard Hörster, geb. etwa 1922, ledig, Zimmermann, Gefr., eine Tante wohnte in Ahlen/Westfalen, III/5000 gr.

Schrottersberg/Westpr.: die Angehörigen von Hofer, geb. etwa 1911, verheiratet, Ehefrau hielt sich in der Nähe von Berlin auf, Gastwirt, Sanitäts-Unteroffizier, III/5011 gr.

Im Dienste der Heimat

Zehn Jahre Ostdeutscher Chor Herne

„Das ganze Deutschland muß es sein" war das Motto einer Veranstaltung, die das Kuratorium „Unteilbares Deutschland" am Vorabend des 17. Juni im großen Saal des Kolpinghauses mit Rezitationen und Vorträgen über den Deutschen Ostdeutschen Chor Herne gestaltete. Das Programm sah eine stilvolle Dreiteilung vor mit Reziationen und Vorträgen über den Deutschen Osten, Mitteldeutschland und Westdeutschland. Die Referate und Kurzvorträge erläuterten die in Jahrhunderten gewachsene deutsche Einheit, die geschichtliche Entwicklung, Menschen und Mentalität der einzelnen Landschaften und deren Bedeutung für das Gesamtdeutschland. Der Ostdeutsche Chor Herne mit seinem Dirigenten Otto Weber gab der Feierstunde ein würdiges Gepräge. Besondere Erwähnung verdient der Chorsatz „Heimatliche Erde" (Text Hans Niekrawietz) von Gerhard Strecke, der mit ausgezeichneter Dynamik vorgetragen wurde. Wuchtig und gut ausgefeilt fügten sich die Chorsätze „Herr, unser Gott" von J. Schnabel und „Beherzigung" nach einem Goethetext von Joh.-Friedrich Reichardt mit dem machtvollen „allen Gewalten zum Trutz sich erhalten.." in den Rahmen der Rezitationen. Eichendorff's „Heimweh" im polyphonen Satz von Gerhard Strecke wurde sehr ansprechend gesungen und zeugte von guter Textauffassung. Neben noch anderen Chorvorträgen muß unbedingt Armin Knabs „Du sollst an Deutschlands Zukunft glauben" nach einem Fichte-Text erwähnt werden, was so überzeugend im Vortrag war, daß es wohl als würdiger Abschluß des Gesamtprogrammes bezeichnet werden muß.

Im Anschluß an diese Veranstaltung beging der Ostdeutsche Chor Herne in schlichter Feier sein zehnjähriges Bestehen. In prominentem Kreise wurde ein kleiner Rückblick über die vergangenen zehn Jahre des Bestehens des Chores gegeben. Vertreter der Stadt Herne, der Landsmannschaften, des BdV, des Kuratoriums Unteilbares Deutschland, des Verbandes der Ostdeutschen Chöre u. v. a. sprachen Worte des Dankes und der Anerkennung. In einem Glückwunschschreiben des Regierungspräsidenten in Arnsberg hieß es u. a. „... Ich weiß, wieviel Idealismus erforderlich ist, um das ostdeutsche Liedgut zu erhalten und zu pflegen und kann nur wünschen, daß Sie alle, die Sie sich dieser Aufgabe verschrieben haben, darin nicht erlahmen..." Der Landesverbandsvorsitzende des Verbandes der Ostdeutschen Chöre, Dr. A. Schnabel, Viersen, schrieb in seinem Glückwunschschreiben u. a.: „... 10 Jahre lang Arbeit für die Heimat — mit dem edelsten aller Mittel, mit der Musik — geleistet zu haben, das ist eine Leistung, die in erster Linie ihren Lohn in sich selber trägt, die aber auch der Anerkennung und Würdigung aller wirklichen Heimatfreunde gewiß sein kann!..."

Dirigenten und Chormitglieder der benachbarten Chöre aus Recklinghausen, Waltrop, Dorsten, Haltern, Gelsenkirchen usw. waren zur Jubiläums-Veranstaltung erschienen oder hatten anerkennende Glückwünsche gesandt. Für die Chöre des Verbandes in den Regierungsbezirken Arnsberg und Münster sprach Monika Jestrich-Fuhrmann, Essen, Anerkennung und Glückwünsche aus und führte ein Wort von Carl-Julius Weber an, das für alle Chöre gelten mag, die sich in den Dienst der Heimat stellen und für die Pflege und Erhaltung ostdeutschen Lied- und Kulturgutes arbeiten: „Musik ist die wahre allgemeine Menschensprache. Mit Hilfe der göttlichen Tonkunst läßt sich mehr ausdrücken und ausrichten als mit dem Wort allein!"

M. J.-F.

Ostpreußischer Maler stellte aus

Der in Ostpreußen geborene Maler Horst Skodlerrak stellte im Juni zum drittenmal seit 1948 im Künstlerklub „die insel" in Hamburg aus. Die Ausstellung des jungen Ostpreußen fand große Beachtung.

Ostpreußische Studententagung

Eine Wochenendtagung brachte ostpreußische Studenten aus Berlin, Hamburg und Kiel in Hamburg zusammen. Sie wurde vom Bund Ostpreußischer Studierender veranstaltet und diente der Erarbeitung von Kenntnissen über die politische Entwicklung der Satellitenländer. Die Referenten wurden vom Arbeitskreis Ost der Universität Hamburg und der Landsmannschaft Ostpreußen gestellt.

Fahrt an die Nordsee

Schöner Höhepunkt der landsmannschaftlichen Sommerarbeit

FLENSBURG. Der Wettergott meinte es gut mit den „reiselustigen Ostpreußen" aus Flensburg, die kürzlich ihren lange Zeit vorher geplanten Ausflug an die Nordsee unternahmen. Erstes Ziel war Dagebüll. Hier erlebten die meisten der „Reiselustigen" zum ersten Male die Nordsee — Ebbe und Flut. Der erste Eindruck bei klarem Sonnenschein in den Morgenstunden bleibt für alle Fahrtteilnehmer ein unvergeßliches Erlebnis — insbesondere der Blick auf die Nordfriesischen Inseln. Weiter ging es an den Außendeich am Sönke-Nissen-Koog, um die im Meer liegende Hamburger Hallig zu sehen, die den meisten nur aus Erzählungen und Gedichten bekannt war. In Schobüll wurde Picknick im Freien gehalten, wo man das Mitgebrachte entweder am Strand oder unter Musikbegleitung einer zufällig dort anwesenden Feuerwehrkapelle unter grünen Bäumen verzehren konnte. In Friedrichstadt, der 300 Jahre alten Holländersiedlung, wurde im idillisch gelegenen Park-Restaurant „GROSSER GARTEN" eine gemeinsame Kaffeetafel veranstaltet, während der 1. Vorsitzende der Landsmannschaft, Dr. Martin Kob, Begrüßungsworte an die Teilnehmer richtete und der in Friedrichstadt heute wohnende Landsmann Dr. Lippold einen anschaulichen Vortrag über die Gründung dieser Stadt und über die noch heute vorhandenen Sehenswürdigkeiten hielt. Nach der Kaffeetafel wurden Wettspiele, an denen sich Jung und Alt beteiligen konnten, durchgeführt, die viel Spaß und für die Wetteifrigsten Preise einbrachten. Anschließend unternahmen die Fahrtteilnehmer je nach Belieben entweder eine Motorbootfahrt auf der Treene/Eider, eine Ruderpartie, einen Rundgang durch die Stadt oder durch die gut gepflegten Parkanlagen; die Badelustigen begaben sich an den Treenestrand.

Als die Sonne ihren Tageslauf beendete, sammelte man sich zur Heimfahrt, jeder sehr beeindruckt von den Sehenswürdigkeiten dieser kleinen Stadt. Mit Sang und Klang ging es der zur neuen Heimat gewordenen Stadt Flensburg entgegen, wo man sich zur späten Abendstunde frohgesinnt und noch immer von den Erlebnissen des Tages beeindruckt, dankbaren Herzens verabschiedete.

Flensburg

In der Juni-Versammlung der Landsmannschaft gab der 1. Vorsitzende Dr. Kob einen Überblick über den derzeitigen Stand der Beratungen während der Außenministerkonferenz in Genf, insbesondere erläuternde Aufklärung zu den Verhandlungen über die Wiedervereinigung und die Rückgabe der besetzten deutschen Ostgebiete. Umrahmt wurde die Versammlung von musikalischen Darbietungen des Flensburger Mandolinenclubs, die mit starkem Beifall belohnt wurden.

Bekanntgegeben wurde, daß das Kinderfest am 11. Juli in der Gaststätte Marienhölzung stattfinden wird. Treffpunkt 15 Uhr am Eingang zur Marienhölzung.

Die nächste Monatsversammlung findet am 11. August, 19.30 Uhr, im „Deutschen Haus", Blauer Saal, statt, während der Dr. Kob einen medizinischen Vortrag halten wird.

Mit dem gemeinsam gesungenen Ostpreußenlied, begleitet vom Flensburger Mandolinenclub, wurde die Versammlung geschlossen.

Wilhelmshaven

Mit einem heiteren Johanni-Abend beschloß die Landsmannschaft Ostpreußen die Arbeit des letzten Winters, deren Höhepunkt die eindrucksvolle Ehrung von Agnes Miegel zu ihrem 80. Geburtstag bildete.

Die Landsmannschaft pflegt auf allen ihren Veranstaltungen heimatliches Brauchtum, um es vor dem Vergessen zu bewahren und vor allem an die Jugend weiterzugeben.

Auch der kürzliche Johanni-Abend vertiefte die Kenntnis der Namen ostpreußischen Gebäcks und vieler anderer ostpreußischer Gerichte im Vergleich zu ihren allgemein gebräuchlichen Namen, fachmännisch dargeboten in einem Quizspiel von der Landsmännin Gewerbeoberlehrerin Preuß.

Die Geschwister Kucklick-Fobbe führten wieder manche Gespräche in ostpreußischer Mundart und Tracht, wofür ihnen wahre Lachsalven dankten. Diese Vorträge zeigten wieder, welcher Schalk und Humor in den doch als langsam, ja sogar „stur" geltenden Ostpreußen steckt.

Der stellvertretende Vorsitzende, Konrektor Schlokat, der für das Programm verantwortlich zeichnete, erwies sich wiederum als gewandter und unermüdlicher Ansager durch das umfangreiche und abwechslungsreiche Programm, das mit der „Fahnenweihe" in friesischer Mundart, ausgezeichnet von Frau Palmowski — Ostpreußin durch „Mischehe" — begann, nachdem der Vorsitzende, Obermedizinalrat Dr. Zürcher, Worte der Begrüßung an die Gäste gerichtet hatte.

Dann wurde zu den Klängen einer vielseitigen Kapelle getanzt, und die Stimmung war so ausgezeichnet, daß man erst in den frühen Morgenstunden den Heimweg antrat.

Am 7. September beginnt die Landsmannschaft Ostpreußen die Arbeit des kommenden Winters, die die Kenntnis der Geschichte Ostpreußens vertiefen soll. Zur Teilnahme an diesen Veranstaltungen sei schon jetzt die Jugend besonders aufgerufen!

Lübbecke

Bei der letzten Monatsversammlung sprach der Vorsitzende, Lm. Hardt, über die freundschaftlichen deutsch-schwedischen Beziehungen. Lm. Engel zeigte im Anschluß daran ausgezeichnete Farblichtbilder von Schweden, die er selbst anläßlich einer Reise durch dieses Land aufgenommen hatte. Lm. Hardt gab sodann einen Überblick über die außenpolitische Lage im Zusammenhang mit den Genfer Außenministerverhandlungen.

Seesen/Harz

Der gut besuchte Heimatabend der Ost- und Westpreußen im Juni, zu dem auch Landsleute aus Bad Gandersheim und Northeim begrüßt werden konnten, wurde von Mittelschullehrer Budzinski mit dem Tonfilm „Mitteldeutsches Tagebuch" eingeleitet. Lm. Dlugokinski und der Vorsitzende Papendick gaben Berichte über das eindrucksvolle Ostpreußentreffen zu Pfingsten in Berlin; anschließend wurden die nächsten Veranstaltungen besprochen. Zum Ausklang des sehr harmonisch verlaufenen Heimatabends erntete Lina Fahlke als routinierte Interpretin ostpreußischen Humors aus der Feder von Robert Johannes, Dr. Lau und Wilhelm Reichermann reichen, wohlverdienten Beifall.

Am 12. Juni 1959 verstarb zu Schwerin unser Turnbruder

Otto Kuberka

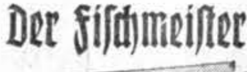
vom Turnverein Marienwerder im 66. Lebensjahr.

Wiederum hat der Tod damit eine schmerzliche Lücke in unsere Reihen gerissen, hat einen der allzeit getreuen und immer einsatzbereiten Turner hinweggerafft, in seinem Geiste für die Einheit Deutschlands, für unsere Jugend zu wirken, ist unser Gelöbnis. Sein Andenken werden wir in Ehren halten.

TURNERFAMILIE OSTPREUSSEN-DANZIG-WESTPREUSSEN
Wilhelm Alm

BETTFEDERN
(füllfertig)
½ kg handgeschlissen DM 9.30, 11.20, 12.60, 15.50 und 17.—
½ kg ungeschlissen DM 3.25, 5.25, 10.25, 13.85 und 16.25.
fertige Betten
Stepp-, Daunen-, Tagesdecken u. Bettwäsche von d. Fachfirma
BLAHUT, Furth i. Wald oder BLAHUT, Krumbach/Schwb.
Verlangen Sie unbedingt Angebot, bevor Sie Ihren Bedarf anderweitig decken

NEU!
ERICH KARSCHIES





Der beliebte ostpreußische HEIMATROMAN in einer Neuauflage.
Kurisches Haff und Kurische Nehrung und die schlichten und echten Menschen dieser eigenartig schönen Landschaft werden vor dem Leser lebendig. 288 S., Ln. DM 9,80.
Zu beziehen durch
Heimatbuchdienst
JOH. GUTTENBERGER
Braunschweig,
Donnerburgweg 50

SUCHDIENST

Achtung Königsberger

Ich suche meine Jugendfreunde aus der Horst-Wessel-Straße, der Seltke- und Goltz-Schule in Königsberg. 1945 mußte ich mit 14 Jahren meine Heimatstadt verlassen. Meine Anschrift lautete: Günter Waldhaus, Horst-Wessel-Straße 7. Heute lebe ich in Amerika. Insbesondere suche ich Gerhard, Günter und Rene Steinke, gleichfalls wohnh. Horst-Wessel-Str. 7; Leo Wrobel, Horst-Wessel-Str. 1; Rudi Liedtke von der Seltke-Schule; Gisela Pohl, Oberhaberberg: Irmgard Klein, Haberberger Grund.
Schreibt mir bitte über: Redaktion „Ostpreußen-Warte", Hannover, Osterforth 14.

Achtung Elbinger!

Ich suche meine Verwandten, die Familien Borchert und Krause aus Elbing.
Nachricht erbeten an
Frau Olga Zech, Karlstein 8 ½ bei Bad Reichenhall.



Ostpreußische Landsleute!



Rentner-Ehepaar
ohne Anhang sucht im Raume Lübeck an Wald oder Wasser
2-Zimmer-Wohng.
eventl. Mietvorauszahlung. Angeb. unter 3759 an „Ostpreußen-Warte", Wolfenbüttel, Karlstraße 22.

FÜR IHN! Markenw. 3 Dtzd. Slip DM 5,-, Luxus 7,50, Gold 10,- Sortiment: 1 D. Si., 1 D. Lu., 1 D. Go. DM 7,50. Reichh. interess. Prosp. werden jeder Send. beigef. „Altersang. Badenhop, Abt BU Bremen 1, Fach 1605



Ereignisse in der Familie
werden traditionsgemäß durch eine Familienanzeige bekanntgegeben. Die Familienanzeige wird zum ermäßigten Preis veröffentlicht.
Anzeigenverwaltung
Ostpreußen-Warte
Annoncen-Expedition
Salnajs & Marquardt
Wolfenbüttel

STELLENANGEBOTE

DRK-Schwesternschaft Wuppertal-Barmen
Schleichstr. 161, nimmt Lernschwestern u. Vorschülerinnen mit guter Allgemeinbildung für die Kranken- und Säuglingspflege auf. Auch können noch gut ausgebildete Schwestern aufgenommen werden